

K B-H
874735

Beiträge zur
Heimatkunde
des deutschen
Wolgagebiets.

V o r w o r t.

Bum erstenmal seit dem Bestehen der deutschen Wolgastiedlungen erscheint ein heimatkundliches Sammelwerk. Es sollte vor allen Dingen dem Lehrer als Hilfsmittel, als Anregung beim heimatkundlichen Unterrichte dienen. Aber auch der Bauer sollte das Werkchen lesen und verstehen können. Daher das Bemühen der Verfasser möglichst verständlich zu sein.

Es handelt sich aber dabei nicht um ein Zugänglichmachen von schon längst Bekanntem, sondern um Arbeiten, die fast gänzlich (Sinner, Müller, Schlegel, Dinges) oder ganz (Rau) auf neuem, der Wissenschaft bisher unzugänglichem Material aufgebaut sind. Inwiefern es den Verfassern gelungen ist, solche dreifache Aufgabe in bezug auf Wissenschaft, Schule und Volk zu lösen, darüber mögen andere urteilen.

Die Aufsätze sind unabhängig voneinander entstanden, und so sind denn Berührungen zwischen einzelnen Aufsätzen (Schlegel, Müller, Meyer und Sinner) nicht ausgeblieben. Doch fehlen zum Glück unnütze Wiederholungen, und berühren sich gelegentlich zwei Aufsätze auf irgend einem Gebiete, (z. B. Wirtschaft bei Sinner und Schlegel), so ergänzen sie sich gegenseitig in vorteilhafter Weise.

Allen Aufsätzen (etwa den von Rau ausgenommen) merkt man die Hast an, mit der sie zwischen der vielen, fast unerfüllbaren sonstigen (beruflichen u. a.) Arbeit entstanden sind. Dies möge den Unvollkommenheiten sowohl der Form als des Aufbaues derselben einigermaßen zur Entschuldigung dienen. Dieselben Entschuldigungsgründe mögen für die dem Verfasser wohlbewußten Mängel der beiliegenden Karte gelten, die mehr als Probekarte, als erster Überblick gedacht ist. Sie wird nicht nur beim Lesen des Aufsatzes über unsere Mundarten von Nutzen sein, denn insofern sie Mutterkolonien von Tochterkolonien unterscheidet, ist sie beiden: dem Geschichtsschreiber und dem Wirtschaftler nicht gleichgiltig und gibt zugleich ein anschauliches Bild von der Zunahme des Landbesitzes der Wolgadeutschen im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die Grundtöne aber der heimatkundlichen Beiträge sind: Selbstachtung und hoffnungsfrohe Ausblicke in die Zukunft. Beides schöpfen die Verfasser sowohl aus der Vergangenheit als auch aus den Zuständen und Ereignissen der Gegenwart.

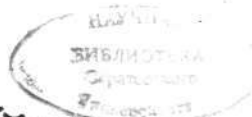
Es wollte uns richtig dünken, den oben bescheidenlich eingeführten heimatkundlichen Aufsätzen einige Proben heimatlicher Erzählung und Dichtung beizugeben. An erster Stelle aus dem Volksmunde Aufgezeichnetes, gleichzeitig als Beilage zum Aufsatz über die Mundarten gedacht. Dann auch Schriftdeutsches, von wolgadeutschen Dichterkräften verfaßt. Auch diese kleine Sammlung ist ein erster Versuch der Zusammenfassung des bisher Geleisteten. Mit einigen können wir uns wohl sehen lassen, für anderes bitten wir um mehr Nachsicht als Strenge.

Die Druckfehler, Berichtigungen und Ergänzungen, insbesondere auch zur Karte, auf Seite 86 bitten wir inständigst vor dem Lesen zu berücksichtigen.

Leider mußte der geographisch-naturwissenschaftliche Teil des Sammelwerkchens für diesmal ausfallen.

Im Auftrage der Verfasser G. Dinges.

Saratof,
24. Juni 1923.





Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Wolgakolonien.

Von P. Sinner.

Diese Arbeit ist ein Abriß unserer Heimatgeschichte. Sie entstand auf äußerst unnormale Weise. Die andern Beiträge waren, bis auf noch einen, bereits fertig für die Druckmaschine, als an mich die Aufforderung erging, einen Beitrag zu liefern. Da das Sammelwerkchen zunächst für die Schule und die Lehrer bestimmt war, konnte ich bei aller Ueberlastung mit Arbeit und trotz der kurzen Lieferungsfrist nicht umhin, ich mußte drangehen und, tagsüber meinen Berufspflichten genügend, meist Nächte hindurch arbeiten. Ich war also gezwungen, in einem Monat das viele Handschriftenmaterial zu durchstöbern und die Arbeit zu beenden. Zum Glück war der Stoff vorher durchgearbeitet. Aber peinlich ist es doch, eine so wichtige Arbeit mit solcher Hege niederschreiben zu müssen. Bei mehr Zeit und Muße wären natürlich die Quellen ausgiebiger auszunützen und die Arbeit gediegener zu gestalten gewesen. Aber ich dachte: Lieber dem Lehrer einen flüchtigen geschichtlichen Abriß in die Hand geben, als ihn während der Geschichtsstunde mit leeren Händen vor die Kinder treten lassen.

Ich bitte daher den Leser um gerechte Nachsicht.

Hätte ich mehr Zeit gehabt, so würde ich auch die Einteilung des Stoffes anders gestaltet und ihn etwa in folgende Abschnitte eingeteilt haben:

- I. Gründungszeit und erste Notjahre (1764—1774);
- II. Aufblühen der Kolonien unter dem ersten Kontor (1775—1782);
- III. Niedergang der Kolonien unter den allgemeinen Staatsbehörden (1783—1796);
- IV. Höchste Blüte unter dem zweiten Kontor (1797—1844);
- V. Gründung der Tochterkolonien (Absiedlungen) (1845—1876);
- VI. Die Kolonien unter den allg. bäuerlichen Selbstverwaltungsbehörden (1877—1916);
- VII. Die neue Zeit (Weltkrieg, Verfolgungen, Revolution, Mißwachs; 1917—1922);
- VIII. Geistiges Leben (Schule, Volksleben, Presse, Schrifttum);
- IX. Schluß (Rück- und Ausblick).

1. Vorbereitungen zur Ansiedlung.

Rußland hatte, als Grenzland zwischen Asien und Europa, in seinem geschichtlichen Werdegang stets harte Kämpfe ums Leben zu bestehen. Es mußte lange Jahrhunderte hindurch asiatische Hirtenvölker vor dem Eindrang nach Europa aufhalten. Dieses ununterbrochene Ringen um das eigene, selbständige, historische Sein kostete dem russischen Volke unendlich viele Opfer an Gut und Blut, ehe der Vordrang jener Völker eingedämmt war. Durch diese Kämpfe kam Rußland in einen bedeutenden kulturellen Rückstand im

Vergleich zu seinen stamm- und rasseverwandten westlichen Nachbarn. Um ihnen, die vor dem Einwand der Feinde ihrer Kultur beschützt waren, in möglichst raschem Tempo nachzuweichen, gabs nur einen gangbaren Weg: Kulturelemente aus Westeuropa nach Rußland zu berufen. Die Notwendigkeit dieser Maßnahme wurde in der Geschichte Rußlands sehr früh erkannt, und diese Erkenntnis wurde dann sofort auch in die Tat umgesetzt — bereits seit der Gestaltung Rußlands zu einem großen Reiche durch Johann den Schrecklichen. Dieser schon berief sich Techniker, Handwerker und Ärzte aus Westeuropa. Seine Nachfolger vermehrten die Zahl der ausländischen Meister und Kulturpioniere in regelmäßig gesteigertem Umfange, bis unter Katharina 2. eine planmäßige, großzügige Besiedlung der ostrussischen Steppen, zu beiden Seiten der unteren Wolga, durch Ausländer ausgeführt wurde. Hier, in den südöstlichen Steppen Rußlands, hausten damals die letzten Reste des einst starken tatarischen Reiches, in der Gestalt von kleinen Horden Viehzucht treibender, asiatischer Völker. Diese drangen regelmäßig ins Innere des Landes ein, überfielen die bewohnten Dörfer, raubten, sengten, trieben Vieh und Menschen weg und brachten die letzteren auf die Sklavemärkte nach Chiwa und Buchara. Die wenigen, lichten und schwachbesiedelten Kosakenwachtposten und -Siedlungen längs der unteren Wolga konnten diese Einfälle nicht verhindern.

Gleich nach ihrem Regierungsantritt faßte Katharina den Entschluß, diesen Eindringlingen einen Niegel vorzuschieben und zugleich die bis dahin öden süd-östlichen und südlichen Gebiete Rußlands durch Besiedlung mit Westeuropäern der Kultur zu erschließen. Schon in ihrem ersten Regierungsjahre (1762) leitete sie die Anwerbung von Kolonisten in Westeuropa, vornehmlich in deutschen Landen, ein. Für diesen Zweck gründete sie ein besonderes Ministerium, die „Vormundschaftskanzlei für Ausländer,“ mit Gr. Orlov, ihrem nächsten Vertrauten an der Spitze, und veröffentlichte am 4. Dez. 1762 ein diesbezügliches Manifest, dem zufolge Ausländer zur Ansiedlung in Rußland aufgefordert wurden. Als dieses ohne Erfolg verblieb, erließ sie am 22. Juli 1763 ein zweites Manifest, nebst zwei Erläuterungen über die in Aussicht genommenen Bauernansiedlungen und gewerblichen Unternehmungen. Die Vertreter Rußlands an westeuropäischen Höfen wurden eindringlichst angegangen, Kolonisten zu werden. Außerdem wurde eine ganze Schar von Agenten oder Werbern nach Westeuropa ausgesandt. Fürs erste wurden durch die ersten Verordnungen auch 200 000 Rubel zur Erbauung von Häusern für die anzusiedelnden Kolonisten, zur Anschaffung von Saatgut und landwirtschaftlichen Gerätschaften aller Art und zur Einrichtung von Wohnungen und Fabriken für die anzuwerbenden Handwerker und Fabrikanten angewiesen.

Das Manifest vom 22. Juli 1763 hatte mehr Erfolg, da es volle Klarheit über die Frage brachte. Darnach war den anzuwerbenden Ansiedlern zunächst gestattet, sich in einer beliebigen Gegend Rußlands, wo noch Ländereien frei lagen (und wo lagen die damals hier nicht frei), oder wo „sich genügende Gelegenheit zur Vermehrung vieler Manufakturen, Fabriken und anderer Gewerbeanstalten bot“, häuslich niederzulassen. Das Hauptgewicht wurde jedoch auf die Gewinnung von Ackerbauern gelegt. Die Vorrechte und Vergünstigungen, die das Manifest den Einwanderern zusicherte, waren im wesentlichen folgende: unbedingt freie Religionsübung, vollkommene Steuerfreiheit auf 30 Jahre (hier an der Wolga), Befreiung von allerlei sonstigen Lasten, wie Einquartierung und dgl., weitestgehende Unterstützung bei der Ansiedlung, sowie bei der Anlage von Betrieben aller Art, durch Darlehen, die nach 10 Jahren zurückzuzahlen waren, vollkommene Befreiung von jedem Militär- und sonstigem Staatsdienst „für ewige Zeiten“ usw.

Begründer von solchen Fabriken, Manufakturen und Werkstätten, in denen Waren hergestellt würden, die es bis dahin in Rußland nicht gab, hatten, nebst zollfreier Ausfuhr auf 10 Jahre, sogar das Recht eingeräumt bekommen, „die erforderliche Zahl Höriger und Bauern zu kaufen“. Von diesem Recht der Sklavenhalterei haben die Kolonisten — zu ihrer Ehre sei es gesagt — nie Gebrauch gemacht.

2. Die Werbetätigkeit.

In unzähligen Exemplaren wurde das Manifest, nebst dem Ausruf Katharinas, in Westeuropa, vor allem in deutschen Landen, verbreitet. Durch die Zeitungen sowohl, als in der Form von Flugblättern. Alle Gesandten und Residenten der russischen Regierung an ausländischen Höfen hatten sich eifrig in den Dienst der Sache gestellt. Zahlreiche Sammelpflege waren bereits gegründet. Die Werber der Regierung arbeiteten mit Feuereifer. Um nun die Sache noch mehr zu beschleunigen und den Erfolg ganz zu sichern, wurden, in Ergänzung des Regierungsapparats, noch Privatunternehmer gewonnen. Mit diesen schloß die Regierung besondere Verträge, denen zufolge die „Berufser“ (вызыватели) für jeden gewonnenen Einwanderer

eine Kopfszahlung und außerdem besondere Vorrechte in den zu gründenden Privatkolonien erhielten. Diese Privatunternehmer, „Verufer“, auch Direktoren genannt, erhielten laut Vertrag mit der Regierung 3 Prozent von jedem Landanteil einer Kolonistenfamilie. Daraus mußten sich dem Vertrag zufolge ansehnliche Besitztümer bilden. Zur Bewirtschaftung ihres Grundbesitzes durften sich die Direktoren besondere Arbeiter anwerben, die auch Landanteile von der Regierung erhielten, dabei aber zur Dienstleistung bei dem Unternehmer verpflichtet werden sollten. Daraus ergab sich ein Hörigkeitsverhältnis. Auch mit allen Angeworbenen durften die Direktoren Privatverträge schließen. Die Direktoren nützten diese Klausel ihres Vertrags mit der Regierung aufs ausgiebigste aus, indem sie durch Sonderverträge mit den Angeworbenen diese letzteren alle in ein solches Hörigkeitsverhältnis zu bringen suchten. Sie sicherten sich in diesen Verträgen nicht mehr und nicht weniger als den Zehnten von allen Feldfrüchten und sonstigen Erzeugnissen zu, in der Weise, wie das in Westeuropa (Frankreich) die leibeigenen Bauern tun mußten.*)

Ferner hatten die Direktoren in den von ihnen besiedelten Gebieten das Recht auf Fischerei und Jagd.

3. Gründung der Kolonien.

Das Ergebnis einer fieberhaften Werbetätigkeit der Staats- und Privatagenten, besonders der letzteren, war ein Strom von Auswanderern, die in den Sammelorten angehäuft, dann in die norddeutschen Hafenstädte: Lübeck, Rostock, Koslau überführt, da eingeschifft und auf Segelschiffen nach Kronstadt gebracht wurden. Von da wurden sie teils zu Land, teils zu Wasser über Dranienbaum und Petersburg an den Bestimmungsort befördert. Vom Tage der Anwerbung an bis zur Ankunft in Kronstadt erhielten die Kolonisten ihr reichliches Tagegeld und bei der Weiterbeförderung durch Rußland noch Vorspann und militärische Begleitung bis an Ort und Stelle. Ein Teil der Ankömmlinge wurde bei Petersburg (Neu-Saratowka, Sr. Rogatka und Kolpino), bei Samburg, in Sivland, im Gouv. Woronesch (Ribensdorf) und im Tschernigower Gouv. 6 Kolonien) und im G. v. Poltawa (Kreschuten), im ganzen in 17 Kolonien angesiedelt; alle übrigen wurden nach Saratow geschickt. Ein Teil dieser Auswanderer setzte sich hier in der Stadt Saratow an und bildete an der heutigen Deutschen Straße eine Handwerkerkolonie. Die übrigen wurden weiter befördert und an der Wolga, in vier Koloniengruppen, angesiedelt.

Dem ausgearbeiteten Plane der Regierung zufolge sollte für jede Familie ein Wohnhaus mit Nebengebäude fertig stehen, wenn die Ansiedler ankämen. Jeder Wirtschaft sollte ein Landanteil von 30 Dessjatinen (15 Ackerland, 5 Wiese, 5 Wald, 5 Hof- und Gemüseland) zugemessen sein. Das Land wurde aber nicht als Privatbesitz, sondern zur erblichen Nutzung der Familie angewiesen. Die Wirtschaft mußte der jüngste Sohn erben (Minoratsrecht), während die älteren Söhne in Tochterkolonien, auf eigens dazu von der Regierung bestimmtem Vorratslandareal angesiedelt, oder, nach Erschöpfung der Vorräte, Handwerker wurden.

Als die Ansiedler an ihre Bestimmungsorte kamen, fanden sie in der Regel kein einziges Haus, nicht einmal Bauholz, vor; nur Pfählechen staken in der Erde, mit denen die künftigen Dorfplätze abgesteckt waren. Eine recht unerquickliche Ueberraschung war das für die Ankömmlinge. Einem manchen haben da die Tränen der Verzweiflung in den Augen gestanden. Aber was war zu machen. Es mußte Hand angelegt werden. Fürs erste schlug man Zelte auf, oder errichtete sich Laubhütten, um dann auf den Winter für die Familie und fürs Vieh (jeder hatte ein oder zwei Kalmykenpferde und eine Kuh erhalten) Erdhütten zu graben. In diesen mußte manche Familie zwei bis drei Winter verbringen, bis genügend Bauholz beigebracht und alle Häuser aufgebaut waren. Im ganzen wurden in den Jahren 1764—1773 rund 8000 Familien mit annähernd 27000 Seelen in 106 Kolonien, 43 Kronskolonien und 63 Privatkolonien angesiedelt. Die Kolonien legten sich die Namen ihrer ersten Vorsteher bei, bekamen aber (1769) auch amtliche, zum Teil russische, Benennungen. Hier mögen nun ihre Namen, der amtliche sowie der volkstümliche, nebst dem Gründungsjahr folgen, wie sie, fast ohne Ausnahmen, bis auf den heutigen Tag parallel hier gebraucht werden:

1. Bergseite:

- | | |
|---------------------------------------|--------------------------------------|
| 1. Saratow (Handwerkerkolonie, 1764). | 5. Sewastjanowka (Anton, 1764). |
| 2. Sosnowka (Schilling, 1764). | 6. Kljutschki (Mohr, 1766). |
| 3. Talowka (Weidck, 1764). | 7. Ust-Salicha (Messer, 1766). |
| 4. Goloi Karamysch (Walzer, 1765). | 8. Popowka (Brehning, Kutter, 1767). |

*) P. Sinner. „Die Kolonisten und die Leibeigenschaft.“ „Odesser Zeitung“ Nr. 40—41, 1911.

9. Gololobowka (Dönhof, 1766).
10. Lesnoi Karamysch (Grimm, 1765).
11. Karamyschewka (Bauer, 1766).
12. Makarowka (Merkel, 1766).
13. Potschinnaja (Kraßke, 1766).
14. Kamennoj Dvrag, (Degott, 1766).
15. Kamenska (Währ, 1765).
16. Kossjofchi (Franzosen, 1765).
17. Gräsnawatka (Schuck, 1766).
18. Kopenka (Volmer, 1767).
19. Selschanka (Hujaren, 1766).
20. Gniliuschka (Pfeifer, 1766).
21. Panowka (Hildmann, 1767).
22. Karanlaw Bujerak (Höbler, 1767).
23. Slawlja (Leichtling, 1767).
24. Ust-Gräsnucha (Göbel, 1767).
25. Semerowka (Röthling, 1767).
26. Ust-Kulalinka (Meierhöfer, 1764).
27. Werschneja Kulalinka, (Holstein, 1765).
28. Werschneja Dobrinka (Dreispitz, 1766).
29. Mischujoja Dobrinka (Moninger, 1764).
30. Buidakow Bujerak (Schwab, 1767).
31. Krestomoi Bujerak (Müller, 1767).
32. Werschneja Gräsnucha (Kraft, 1767).
33. Wodanoi Buerak (Stephan, 1767).
34. Tscherbakowka (Stricker, 1765).
35. Korka (Weigand, 1767).
36. Splammucha (Huck, 1767).
37. Linewo Dsero (Huffenbach, 1767).
38. Dleschna (Dittel, 1767).
39. Werschinka (Kauz, 1767).
40. Werschowje (Seewald, 1767).
41. Pamjatnaja (Rothammel, 1767).
42. Medwed. Krestow. Bujerak (Frank, 1767).
43. Gretschinnaja Lufa (Walter, 1767).
44. Pestowatka (Kolb, 1767).
45. Jagodnaja Poljana (Baum, 1767).
46. Pobotschnaja (1772).
47. Sarepta (1765).

2. Wiesenite :

48. Schafhausen (Michaelis, 1767).
49. Glarus (Bieberstein, 1767).
50. Barataewka (Bettinger, 1767).
51. Bafel (Kraß, 1767).
52. Zürich (Eckert, 1767).
53. Solothurn (Wittmann, 1767).
54. Paninskaja (Schönchen, 1767).
55. Zug (Gattung, 1767).
56. Luzern (Römmler, 1767).
57. Unterwalden (Meinhardt, 1767).
58. Susannental (Winkelmann, 1767).
59. Baskatowka (Kind, 1767).
60. Kasanowka (Nab, 1767).
61. Brochhausen (Hummel, 1767).
62. Hoderberg (Bohn, 1767).
63. Margtadt (Katharinenstadt, 1767).
64. Ober-Monjoux (Obermonschu, 1767).
65. Orlowsoi (1767).
66. Boaroux (Baro, 1767).
67. Ernestinendorf (Beckerdorf, 1767).
68. Philippsfeld (1767).
69. Canean (Kana, 1767).
70. Paulsfoi (1767).
71. Beauregard (Borgard, 1767).
72. Cäsarsfeld (1767; 1774 zerstört).
73. Krasnojara (Walter, 1767).
74. Podstepnoje (Rosenheim, 1765).
75. Ust-Karaman (Enders, 1767).
76. Telausa (Fischer 1765).
77. Nieder Monjoux (Niedermonschu, 1767).
78. Swonarew-Kut (Stahl, 1766).
79. Lugowaja Gräsnucha (Schulz, 1766).
80. Stariza (Reinwald, 1766).
81. Swonarewka (Schwed, 1765).
82. Drogowka (Louis, 1766).
83. Tonko-churowka (Pfannenstiel, 1766).
84. Susly (Herzog, 1766).
85. Krutojarowka (Graf, 1766).
86. Rastoty (Kohleder, 1766).
87. Chaffelcis (Chaisol (1766; 1774 zerstört
88. Lipowka (Schäfer, 1766).
89. Lipowkut (Urbach, 1766).
90. Ossinowka (Meinhardt, 1766).
91. Kasizkaja (Drabander, 1767).
92. Perefowka (Dehler, 1767).
93. Saumorje (Bangert, 1767).
94. Stepnoje (Stahl, 1767).
95. Wolfoje (Kuffus, 1767).
96. Sablonowka (Laube, 1767).
97. Popowkino (Jost, 1767).
98. Tarkyl (Laub, 1767).
99. Tarkylowka (Dinkel, 1767).
100. Priwalnoje (Warenburg, 1767).
101. Krasnopolje (Preuß, 1767).
102. Ketschetnoje (Hölzel, 1767).
103. Rownoje (Seelmann, 1767).
104. Skatowka (Straub, 1767).
105. Kustarewo (Leizinger, 1767).
106. Krasnorowka (Keller, 1767).

Anmerkung: Cäsarsfeld und Chaffelcis wurden 1774 von den Kirgisen ganz zerstört; nach der Zerstörung von Keller und Leizinger in demselben Jahre (1774) wurde von den nachgebliebenen Bewohnern beider Dörfer ein Dorf (Neu-Kolonie) gegründet

4. Bestand der Ansiedler.

Es ist von einem leichtfertig behauptet worden, die eingewanderten Wolgakolonisten seien minderwertige Elemente, „Gesindel“, „der Abschaum Deutschlands“ gewesen. Der eine hat diese Worte geprägt, und viele andere haben sie ihm nachgeredet und tun es leider bis auf den heutigen Tag. Daß die alten Kolonistenväter nichts getaugt haben sollen, das schließt man aus dem Umstand, weil sie arme Leute waren. Zudem, — setzt man noch hinzu, — waren es lauter Handwerker und keine Bauern dabei.

Um uns zunächst über den beruflichen Bestand der Einwanderer ein klares Bild zu verschaffen, wollen wir, — diesmal allerdings ganz flüchtig, — in die alten, vergilbten Einwanderungslisten hineinschauen. Nehmen wir den ersten besten Band und untersuchen ein paar Kolonien der Reihe nach. Es waren darnach:

in Stahl a. T. von 76 Ansiedlerfamilien	34 Bauernfamilien (oder 45 Proz.)
„ Bangert „ 32	„ 28 „ („ 87,6 „)
„ Dehler „ 55	„ 26 „ („ 47 „)
„ Kuffus „ 53	„ 33 „ („ 62 „)
„ Dinfel „ 56	„ 39 „ („ 70 „)
„ Straub „ 59	„ 29 „ („ 50 „)
„ Laub „ 68	„ 40 „ („ 60 „)
„ Chaisol „ 40	„ 37 „ („ 92 „)
„ Schäfer „ 54	„ 27 „ („ 50 „)
„ Graf „ 47	„ 27 „ („ 57,4 „)

Zusammen von 534 Ansiedlerfamilien 320 Bauernfamilien (oder 60 Proz.)

Daselbe Bild bieten auch die übrigen Kolonien. Wer waren nun die Nichtbauern von hause aus? Es waren fast nur häuerliche Handwerker: Schneider, Weber, Gerber, Maurer, Zimmerleute, Wagner, Faßbinder, Schmiede, Müller, Schuster.*) Ferner entfielen auf jedes Dorf ein, zwei Gebildete, die die Gemeinde als Schulmeister und Vorsteher brauchte.

Welchen Schluß zieht nun der Unvoreingenommene aus diesen Ergebnissen? Doch wohl den, daß der Bestand der Eingewanderten für die normale Entwicklung der Ansiedlungen gerade günstig war?!

Es war selbstverständlich auch ein gewisser Teil Glücksjäger dabei; es mögen an 10 Proz. für die ländlichen Verhältnisse ungeeigneter Elemente gewesen sein, wie ja jeder Staat, jede Gesellschaftsgruppe solche aufzuweisen hat. Aber das Gros, die Gesamtheit der Eingewanderten waren, wie wir nun fest behaupten können, berufsmäßige, rührige Bauern und häuerliche Handwerker. Diese letzteren konnten sich sehr rasch an die Bauerei gewöhnen, wo sie nicht daran gewöhnt waren, und zugleich auch alle im Rahmen des Dorflebens notwendigen Gewerbebezüge anlegen. Wie wir wissen, ist das auch geschehen.

Und daß sie in ihrer Masse, bis auf wenige natürliche Ausnahmen, auch sittlich keine minderwertigen Elemente waren, dafür haben wir auch sichere Beweise. Sie waren arm, wirtschaftlich ruiniert, das ist wahr. Aber wir wissen ja auch, daß es der eben beendete, schwere Siebenjährige Krieg war, der sie ruiniert hatte. Und in solchen Fällen pflegen unter denen, die es wagen, ihr Glück in der Fremde zu suchen, wenigstens zum beträchtlichen Teil, die tatkräftigsten, gesündesten, jüngsten Elemente zu sein. Das wissen wir aus eigener Erfahrung. Und daß unsere Stammväter in ihrer Masse ein gesundes Völkchen waren, davon zeugt nicht zuletzt der Umstand, daß sie, trotz den beispiellosen Schwierigkeiten, das ganze Gebiet ziemlich rasch in einen blühenden Zustand gebracht und so viele tüchtige Männer geliefert haben.

5. Allerlei Bedrängnis.

Die ersten zehn Jahre waren eine bitter-schwere Zeit für die neuen Ansiedler. Das schlimmste war, daß sie keine Wohnstätten hatten. Die Agenten hatten ihnen allerdings in der alten Heimat versprochen, sie würden in fertige Häuser hineingesetzt werden und Stall, Schuppen und Scheune dabei haben. Aber als sie an der Wolga ankamen, fanden sie sogar das Land unvermessen vor; kaum daß der Siedlungsort bestimmt und abgesteckt war.

*) Stahl z. B. hatte: Schneider 3, Weber 7, Gerber 1, Maurer 3, Zimmerleute 3, Tischler 3, Faßbinder 1, Schmiede 2, Müller 1, Schuster 3, Soldaten 2, Bierbrauer 1, Stednadelmacher 1, Drechsler 1, Wundärzte 2, Hebamme 1, Lehrer 1. Bangert: Docter 1, Tischler 1, Weber 1, Bäcker 1. Dehler: Schlosser 3, Maurer 6, Bäcker 2, Schuster 2, Faßbinder 1, Wagner 1, Kohlenbrenner 1, Müller 1, Schneider 3, Weber 4, Töpfer 1, unbekannt 4.

Der Häuserbau ging auch nachher sehr langsam vor sich. Weder Bauholz, noch Zimmerleute waren da. Als das Holz ankam, mußten sie es mit ihren armen, ungelerten Pseudehen viele Werst weit abholen, und das noch während der Feldarbeitszeit, so daß die Felder und die Ernte nicht gehörig bearbeitet werden konnten. Inzwischen wohnten die Leute, zumal im Winter, zu mehreren Familien in einer Erdhütte zusammengepfercht. Das ungesunde Klima machte den Neulingen an und für sich schon viel zu schaffen. Und nun noch die gesundheitswidrigen Lebensverhältnisse. Das Ergebnis war, daß in den ersten 10 Jahren ungefähr die Hälfte der Ansiedler verschiedenen Krankheiten, wohl hauptsächlich der Malaria, zum Opfer fielen. Auch der Mangel an gutem Trinkwasser, namentlich auf der Wiesenseite, wirkte sehr nachteilig auf ihren Gesundheitszustand.

In der Wirtschaft gieng auch nicht gut. Die Kolonisten hatten von der Regierung auf die Familie ein bis zwei abgemagerte, ungelerte Kalmykenpferde und ein schwaches Küchchen, Teile zu einem Hackenpflug, Räder, Achsen und Stangen zu einem einspännigen Russenwagen, Kummethölzer und eine Kummethurst zu einem Kummel, ein Pferdegeschirr aus Stricken, einen Jaum, eine Leine und einen Bogen und außerdem gewöhnlich noch 15 bis 25 Rbl. Geld zur ersten Einrichtung bekommen. Natürlich mußten sie im ersten Jahr auch von der Regierung ernährt werden. Die Lebensmittel, die sie bekamen, waren sehr schlecht. Das Mehl war zu Steinen zusammengebrannt. Den Samen bekamen sie auch von der Regierung, aber jedesmal zu spät, so daß er häufig gar nicht mehr aufgehen konnte. Die Alten erzählen heute noch, wie ihnen das von den Altvordern überliefert wurde, und auch Pallas bestätigt es, daß der Same nicht selten erst über ein Jahr aufging und dann manchmal eine gute Ernte einbrachte, während der frischgesäte wieder nicht zum Aufgehen kam. Schon aus diesem Grunde mußten die ersten Ernten unbefriedigend ausfallen. Hinzu kam aber noch, daß die Kolonisten auch das Klima noch nicht kannten und es erst studieren mußten, daß sie die starke Usteppe mit ihren schwachen Pferden und schlechten Gerätschaften nicht gehörig bearbeiten konnten und daß die ersten zehn Jahre sich durch Trockenheit und schwere Hitze auszeichneten. Und was unter diesen ungünstigen Verhältnissen auf den Feldern noch gedieh, wurde von den Wildgänzen und den Herden der Nomadenvölker zerstört. Schließlich gieng ihnen in diesen Jahren wiederholt fast das ganze Vieh an Viehseuchen zugrunde. So kamen denn die Kolonien im ersten Jahrzehnt auf keinen grünen Zweig. Uebel oder wohl mußten sich die Schwergelährten das Brot von der Regierung vorstrecken lassen. Um es ihnen nicht zu schenken, veranstaltete die Regierung öffentliche Arbeiten. Im Winter, bei harten Kälte taten die halb nackten, des Klimas ungewohnten Leute schwere Frondienste für verschimmeltes, verbranntes Mehl, nur um die Familie nicht verhungern zu lassen. Es war schier zum Verzweifeln.

6. Ueberfälle.

Das größte Uebel dieser Zeit waren jedoch die Ueberfälle der wilden und räuberischen Nachbarn der Kolonisten.

Auf der Bergseite staken alle Schluchten an der Wolga voll mit Räuberbanden, die den Kolonisten fortwährend die Pferde und das Vieh wegstahlen, sie in ihren Häusern und ganz besonders im Felde und auf den Wegen überfielen, beraubten und auch ermordeten.

Eine furchtbare Verheerung richtete erst Pugatschew 1774 in fast sämtlichen Kolonien an. Seine Scharen zogen nach der Einnahme Saratows durch die Kolonien der Berg- und Wiesenseite, plünderten sie gründlich aus, brachten die Beamten um, nahmen viele Pferde weg, schleppten eine Menge Menschen als Freischarler mit fort.

Im südlichen Teil der bergseiter Kolonien waren es die Kalmyken, die da die Felder mit ihren Herden abweideten, die Dörfer überfielen und das Vieh wegtrieben. Aber im großen und ganzen war dies noch ein harmloser und gutmütiger Nachbar.

Am grausamsten waren die Nachbarn der wiesenseiter Kolonien, die Kirgisen. Diese begnügten sich nicht mit systematischem Wegtreiben des Viehes; daß sie das taten, daß sie ganze Herden wegtrieben, war bei ihnen eine selbstverständliche Sache. Das genügte ihnen aber noch nicht. Sie überfielen wiederholt die Kolonien selbst, fengten und brannten sie nieder, führten Hab und Gut, Vieh und Menschen weg und quälten die letzteren zu Tode oder verkauften sie in die Sklaverei. Während der vier großen Kirgisenüberfälle 1771 und 1774 zerstörten sie 17 Kolonien. Vier davon: Chasselois und Zärsfeld am Karaman und Keller und Leizinger am Tarlyk wurden 1774 ganz zerstört und ihre Bewohner umgebracht, oder als Sklaven auf die Märkte von Chinwa und Buchara entführt. Die wenigen aus Keller und Leizinger, die sich durch die Flucht

gerettet hatten, gründeten später eine neue Kolonie, die bis auf den heutigen Tag den Namen „Neu-Kolonie“ trägt. Aus Chasselois und Bäsarsfeld hatten sich nur einige gerettet, die sich in andern Dörfern ansiedelten; diese Kolonien konnten nicht wieder errichtet werden.

Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß nicht weniger als 2000 Seelen bei den Kirgisenüberfällen umkamen und in die Sklaverei entführt wurden. Von den 1200 bis 1500 in die Sklaverei Entführten kamen nur ganz wenige zufällig frei und in ihre Heimat zurück.

Die Kolonisten waren ganz niedergeschmettert, auch die Bergseiter, die ebenfalls einen Ueberfall zu befürchten hatten. Die meisten ackerten im nächsten Jahre nicht, in der Hoffnung, im Sommer 1775 in eine andere Gegend Rußlands überführt zu werden. Da ihre diesbezüglichen Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, schickten sie Kundschafter nach dem Kaukasus. Diese brachten die Kunde, daß auch dort dieselbe Gefahr vor den wilden Völkern herrsche. So blieb ihnen nichts übrig, als von neuem Hand anzulegen. Nach und nach kamen die Kolonien wieder ins Geseise, zumal da die Gefahr vor den Kirgisen jetzt mit jedem Jahre abnahm. Die neuangelegte uralische Grenzlinie stellte die Kolonien allmählich sicher vor weiteren Ueberfällen der Kirgisen. Zudem gabs in diesem Jahre die erste gute Ernte. Die Lebensgeister begannen sich zu regen. Ein neuer Zeitabschnitt der Geschichte der Wolgakolonien, der des Aufblühens war im Anzuge.

7. Verwaltung.

a) Die Tutel-Kanzlei.

Zu einer ersprießlichen Entwicklung der Kolonien war vor allen Dingen eine geregelte Verwaltung notwendig. Dafür zu sorgen, hatte sich Katharina angelegen sein lassen.

Bereits vor der Veröffentlichung des Manifestes vom 22. Juli 1763 gründete sie, wie wir gesehen haben, in Petersburg eine besondere Behörde, die Tutel-Kanzlei, zur Verwaltung der Sachen der Ausländer und gab ihr die Rechte eines Ministeriums. An die Spitze der Kanzlei stellte sie einen der einflussreichsten Männer ihrer Zeit, Gr. Delow. Die Hauptaufgaben der Kanzlei waren: Ländereien zur Besiedlung vorzubereiten, die ankommenden Einwanderer zu versorgen, sie zur Ansiedlung in menschenleeren Gegenden zu bewegen, die Ansiedler mit Häusern, sowie mit Arbeits- und Nutzvieh und mit landwirtschaftlichen Geräten und Saatgut zu versorgen usw.

Wie so manche Reform Katharinas, war auch diese in der Theorie recht schön ausgedacht, in der Praxis versagte sie aber auf Schritt und Tritt. Um gerecht zu bleiben, muß man aber zugeben, daß die Tutel-Kanzlei tat, was unter den damaligen Verhältnissen möglich war, und sie tat nicht wenig.

b) Das Kontor.

Um dem größten Ansiedlungs-Komplex, den Wolgakolonien näher zu sein, gründete die Tutel-Kanzlei im Jahre 1766 in Saratow eine Abteilung, das Kontor der Vormundschaftskanzlei für die Ausländer. Das Kontor hatte dieselben Rechte, wie die übrigen Gouvernementsbehörden als örtliche Verwaltungszweige der Ministerien. Das Personal des Kontors bestand aus: 1 Oberrichter, 2 Besitzern, 1 Sekretär, 1 Buchhalter, 1 Uebersetzer; später kamen noch hinzu: 1 Landmesser und 2 Aerzte. Das Kontor hatte alle Verwaltungs- und Gerichtsbesugnisse über die Kolonien eingeräumt bekommen. Es war in drei Abteilungen oder Kammern eingeteilt: 1. die Entscheidungskammer — für allgemeine Verwaltungsangelegenheiten; 2. die juridische Abteilung — für allerlei Prozesse, Erbschafts- und Pächtsangelegenheiten; 3. die ökonomische Abteilung — mit Verfügungsrecht über Steuern, Gemeindepescher, Bauten, Berufung von Geistlichen und Anstellung und Besoldung von aller Art Beamten. Der erste Oberrichter war ein Russe, General Resanow (nach ihm ist auch Resanowka benannt). Sonst waren die Beamten des Kontors in der Regel meist Deutsche. Sie stammten hauptsächlich aus dem Baltenslande, doch waren auch in russische Dienste eingetretene Reichsdeutsche darunter. Ihren sittlichen Eigenschaften nach mögen sie wohl die russischen Beamten nicht sehr weit überragt haben. Verkäuflich sollen sie angeblich alle, oder, mit sehr seltenen Ausnahmen, fast alle gewesen sein. Und dennoch war es für die Kolonien ein großer Segen, daß sie diese eigene Verwaltung erhalten hatten. Denn das Kontor hatte die Aufgabe gestellt bekommen, eigens für die Wohlfahrt der ihm unterstellten deutschen Kolonien zu sorgen. Das brachte das Kontor auch besser zu stande, als es etwa die russischen Behörden gekonnt hätten, denn die Kontorbeamten sprachen alle die Sprache ihrer Untergebenen und standen immerhin kulturell etwas höher, als ihre russischen Berufsgenossen.

Dann gab es von Zeit zu Zeit unter den Kontorbeamten durchaus tüchtige Leute, die sich um die Hebung der Kultur in den Kolonien ein unstrittiges Verdienst erworben haben. Es sei hier als Beispiel nur des verdienstvollen Frese gedacht, der im Volksmunde heute noch als „der Samekerl“ fortlebt, weil er während seiner Fahrten durch die Kolonien stets neue Sämereien mit sich führte und die Bevölkerung persönlich zur Einführung neuer Kulturpflanzen zu bewegen suchte.

c) Die Kommissare.

Als Vertreter der Regierung an Ort und Stelle und erste unmittelbare Vorgesetzte der Kolonisten wirkten Offiziere, Kommissare, die die Wanderzüge auf ihrer Reise durch Rußland bis zu den Ansiedlungsplätzen begleitet und auch die Gründung der Kolonien selbst geleitet hatten. Solcher Kommissare hatte jede Kolonie einen. Er hieß auch Amtmann oder Direktions-Offizier. Ueber jedem Kreise stand ein Kreisoffizier. Auch diese Kommissare waren meist Deutsche.

d) Die Selbstverwaltung.

In dem Archiv von Neu-Saratowka haben sich sichere Spuren darüber gefunden, daß die Kolonisten nach ihrer Ansiedlung sofort daran gingen und auf Grund des Manifestes vom 22. Juli 1763 selbst eine eigene Verfassung ausarbeiteten.

Die erste Polizei- oder Dorfordnung für die Petersburger Kolonien war von einer Kommission aus 8 Mann ausgearbeitet und vom Direktor jener Kolonien von Pohlmann bestätigt worden. Sie bestand aus 29 Paragraphen und regelte alle wichtigsten Fragen des Dorflebens. Diese oder ähnliche von den Kolonisten ausgearbeiteten Instruktionen haben den späteren, von der Regierung allen Kolonien zugewiesenen Instruktionen sicher als Grundlage gedient. Vielleicht haben gar Vertreter der Kolonien bei der Ausarbeitung der allgemeinen Instruktionen in den Kolonialbehörden als Sachkundige teilgenommen.

Die erste Instruktion der Wolgaskolonien wurde von der Tutel-Kanzlei im April 1769 bestätigt. Allerdings mag die Kolonialbehörde manches Eigene hineingedichtet haben. Denn die Kolonisten sträubten sich sehr gegen die Annahme eines solchen „Dorfrechts“, das ihre, im Manifest vom 22. Juli 1763 verkündeten, wirklichen Rechte auf freie innere Jurisdiktion bedeutend schmälerte. Aber alle Proteste halfen nichts, die Kolonisten mußten klein dreingeben. Die Instruktion bestand aus folgenden sieben Abteilungen:

1. Von dem Gottesdienste und den allgemeinen Pflichten.
2. Von den Pflichten der Geistlichkeit.
3. Von den Verbrechen, die nicht zur Gerichtsbarkeit der Kolonialbehörden gehören.
4. Von der Wahl der Vorgesetzten, ihrer Gewalt und der Belohnung für ihren Dienst.
5. Von der Landpolizei.
6. Von der Landwirtschaft.
7. Von den Strafen für Verbrechen.

Die Einwände der Kolonisten gegen die Instruktion waren in 9 Punkten niedergelegt. Protestiert wurde unter anderem:

1. Gegen die angeschlagenen, allzuhohen Gehälter für die Vorsteher;
2. gegen die Einschränkung des Handels mit den Kalmyken;
3. gegen die Paßbeschränkungen (der Vorsteher durfte nunmehr nur noch Pässe auf 30 Werst ausstellen);
4. gegen die in der Instruktion vorgesehene, allzuharten Strafen usw.

Nach dieser Instruktion, die später durch Befehle der Behörde ergänzt und erweitert wurde, — bis sie 1803, umgearbeitet, neu erßien, — wurde die innere Selbstverwaltung der Kolonien dahin geregelt, daß sie dasjenige Gepräge erhielt, das sie im Wesentlichen an unsere Zeit überliefert hat.

Der ausschlaggebende Macht- und Rechtsfaktor ist bereits nach der ersten Instruktion innerhalb des Gemeindelebens die Gemeindeversammlung, in der der Vertreter jeder Familie Stimmrecht hat. Die Gemeindeversammlung wählt ihre Beamten: den Vorsteher, die Beisitzer, den Schreiber usw., entscheidet über die Aufnahme und Entlassung von Kolonisten und über alle sonstigen wichtigen Angelegenheiten des Gemeindelebens. Mehrere zusammenliegende Dörfer bilden einen Kreis, dem ein Obervorsteher mit zwei Beisitzern vorsteht. Die Kreisversammlung bilden eine bestimmte Zahl von jeder Gemeinde gewählter Kreisbevollmächtigter. Die Kreisversammlung wählt den Obervorsteher, die Beisitzer, den Kreis-schreiber und entscheidet alle den ganzen Kreis betreffenden Fragen. Vorsteher und Obervorsteher werden auf drei, die Beisitzer auf zwei Jahre gewählt. Bei jedem Kreisamt gabs ein Kreisgericht, das die Berufungsinstanz für

das Dorfgericht bildete. Die Beklagungsinstanz für das Kreisgericht war die juristische Abteilung des Kontors, und dessen Berufungsinstanz — die Tutel-Kanzlei.

8. Landeinrichtung.

Der Betrieb der Landwirtschaft war, wie wir aus den auf uns gekommenen Erinnerungen der Kolonistenväter ersehen können, für die Kolonisten anfänglich ungeheuer schwer in Gang zu bringen. Erstens mußten alle Ansiedler zwangsweise Bauerei treiben, auch die, welche sich durch ihr Handwerk hätten leichter ernähren können. Handwerk und Handel wurden schlechthin verboten, unter Bedrohung mit Zuchthausstrafe (Möhring). Durch diese Mußbauerei aller wurde die Entwicklung des Feldbaus stark gehemmt. Hinzu kam, wie gesagt, daß die Regierung den Kolonisten sehr schlechte Gerätschaften verabsolgt hatte. Allerdings führten die Kolonisten gleich vom ersten Jahre an nach und nach eisenscharige deutsche Pflüge ein. Da es jedoch an solchen, sowie auch an Zugkraft, anfänglich mangelte, mußten mehrere Familien beim Acker zusammenspannen und zusammen bauern. Ihre Felder legten sie gleich nahe hinter den Wohnorten an und es ackerte ein jeder nach Willkür, wo es ihm am besten gefiel. Weiter vom Dorf ab zu säen, war gefährlich wegen Räuberüberfällen. So war es in den ersten Jahren. Dann wurde mit jedem Jahr immer mehr Land urbar gemacht. Und da nicht jedem sein Land hingemessen war, wie das laut Gesetz hätte sein sollen, so machte sich nach mündlichen Ueberlieferungen bald eine regelrechte Raubwirtschaft breit. Jeder bemühte sich, möglichst viel gutes Land in der Nähe des Dorfes sich anzueignen. Wer zuerst einen Acker ansuchte und besäte, der hatte ihn fürs Jahr in seinem Besitz. Es sollen, wie ich oft von den Alten gehört habe, nicht selten solche Aecker angefurcht und besät worden sein, während sie noch teilweise mit Schnee bedeckt waren. Daß es dabei auch zu Hant und Streit, ja zu regelrechten Keilereien kam, kann man den Alten wohl glauben. So mußten nun die Behörden eingreifen und Ordnung stiften. Aber wie? Das war eine schwer zu lösende Frage. Laut Gesetz sollte in den Wolgakolonien Einzelhofwirtschaft mit Minoratserbrecht eingeführt werden. Das Land sollte aber nicht als freier persönlicher Besitz des einzelnen mit vollem Verfügungsrecht, sondern als Eigentum der Gemeinde gelten. Da nun das Land auch nicht vermessen, nicht jedem von vornherein sein Anteil zugeschnitten worden war, hatte sich von selbst ein Gemisch von halb mitteldeutscher, halb großrussischer Wirtschaftsweise gestaltet. Dazu hatte die Menschen das Leben, die Wirklichkeit gebracht. Als nun die Regierung endlich eingreifen und Ordnung schaffen mußte, war sichtbar die Lage so sehr verwickelt, daß man nicht recht wußte, was da anzufangen war. Anstatt der Einzelhofwirtschaft hatte sich von selbst die Gemeindebesitzordnung mehr und mehr eingebürgert. Dazu führte nicht zuletzt auch die Art der Besteuerung der Kolonisten, die ganz der der russischen Gemeindefeldwirtschaftsordnung angepaßt war. Dieser Prozeß der Bildung einer solchen Wirtschaftsform in den Kolonien gelangte gerade in den Jahren 1782—1796, als die Kolonien unter den russischen Verwaltungsbehörden standen, zu seiner Vollendung. So bekamen denn die Kolonien zur Wende des 18.—19. Jahrhunderts endgültig die russische Gemeindebesitzordnung (den Mir) mit der bekannten Gemengelage der Felder und Wiesen und dem häufigen Umteilen. In tiefgehende Verbesserungen war bei dieser Wirtschaftsweise nicht zu denken, und die Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik ging im Schneidenschritt vorwärts. Andererseits muß aber betont werden, daß die Wolgakolonien, hätten sie ihren Einzelhofbesitz wirklich bekommen, sicherlich viel raschere technische Fortschritte gemacht hätten. Ihr Entwicklungsgang hätte aber, letzten Endes, doch eine ungünstigere Richtung genommen, als jetzt. Es hätte sich dann ein starker Ackerbauer- oder Farmerstand herangebildet, der seinen Bevölkerungsüberschuß als Fabrikarbeiter in die Städte abgeschoben hätte, wie das in den Petersburger Kolonien geschehen ist. Eine eigene Industrie, einen eigenen Mittelstand, als den Träger einer eigenen Kultur, und die eigene Kultur selbst, wie wir sie jetzt haben, hätten wir dann nicht erzeugt.

9. Feldbau und Gewerbe.

In Getreide gedieh in der ersten Zeit am besten Winter- und Sommerroggen, Gerste, Hafer, besonders aber der Sommerweizen. Diesem letzteren wurde mit jedem Jahr mehr und mehr Spielraum eingeräumt. Auch Hanf- und Leinbau gewann, namentlich auf der Bergseite, sehr bald erhebliche Bedeutung, zumal da die Kolonisten die Faser dieser technischen Pflanzen zur Herstellung von Stoffen für Kleidung, Wäsche, Säcke, Zelte nötig hatten. Enorme Bedeutung errang sich in Sarepta die Senfkultur, in den anderen bergseitigen Kolonien — die Sonnenblumenkultur. Der Senf und das Seif- und Sonnenblumenöl verbreitete sich von hier über ganz Rußland. Ferner wurde in Sarepta und Katharinenstadt gleich von

allem Anfang an der Tabaksbau eingeführt, der sich von diesen beiden Endpunkten aus rasch auf die ganze Berg- und Wiesenseite ausdehnte. Da der Tabak bei den Kalmyken, Baschkiren und Kirgisen besonders guten Absatz fand, entwickelte sich dieser Wirtschaftszweig sehr bald zu einer der bedeutendsten Einnahmequellen. Es wurden in der nächsten Folge auch Tabakfabriken in Sarepta, Katharinenstadt und Saratow gegründet, die allerdings später nach der Einführung der Akzise zum Teil eingehen mußten. Der anfangs auf der Bergseite fast ebenso stark, wie auf der Wiesenseite, entwickelte Tabaksbau ging, da hier das Land für diese Kultur wenig geeignet ist, bald ganz zurück und beschränkte sich mit der Zeit auf das Gebiet des unteren Karaman und auf die Katharinenstädter Gegend.

Der Versuch, Maulbeerbäume anzupflanzen und Seidenzucht einzuführen, mißlang auf die Dauer, nach einem Erfolg versprechenden, guten Anfang, zum Teil infolge ungünstiger, klimatischer Verhältnisse, zum Teil auch wegen unvorteilhafter Absatzbedingungen. Aber ganz ohne Bedeutung für die Zukunft bleibt dieser Versuch sicher auch nicht.

Der erste Versuch, Weinbau einzuführen, scheiterte ebenfalls am rauhen Klima, gab aber Anregung für die erfolgreichen Versuche der Neuzeit. Ohne Erfolg verblieben auch die Versuche, Farberkräuter zu kultivieren.

Der Gemüsebau gewann in den Kolonien gleich in der Gründungszeit erhebliche Bedeutung, wie das die gelehrten Reisenden: Pallas, Lapechin, Falk und andere, die damals auf ihren Reisen die Kolonien berührten, bezeugen. Eines der größten Verdienste der Kolonisten ist es, die Kartoffel im Gebiet eingeführt zu haben. Es bedurfte eines Zeitraums von etwa 50 Jahren, bis die russischen Nachbarn anfangen, diese nützliche Pflanze auch anzupflanzen. Fleißig wurden von jener Zeit an auch einheimische Gemüsearten, wie Gurken, Melonen, Wassermelonen und dgl. angebaut. Aus den Urbusen begannen die Kolonisten bald Saft zu kochen. Auch mit der Zuckerrübenkultur wurden schon damals wertvolle Versuche gemacht. In Anton gab es eine zeitlang sogar eine Zuckerrübenfabrik. Wenn sich die Zuckerrübenkultur in fabrikmäßigem Maßstabe auf die Länge auch nicht halten konnte, so behielt sie für den eigenen Bedarf, in der Form von Rübensaft, eine große Bedeutung. Auch allerlei Grünzeug: Salat, Sellerie, Petersilie, Pasternak, Dill, Spinat usw. wurden schon damals hier angebaut. (Vepechin)

Es entstanden auch zahlreiche Obstgärten in sämtlichen Kolonien, die später, durch den Weizen-, beziehungsweise den Tabaksbau verdrängt, stellenweise in Verfall gerieten; stellenweise dagegen, am Karaman Taryl, rechten Bo'gaufer, behalten sie ihre hervorragende wirtschaftliche Bedeutung von jener Zeit bis auf den heutigen Tag.

Einen erheblichen Eingang fand damals auch die Bienenzucht, die aber später ihre Bedeutung leider wieder verlor.

Der Versuch, Rassechafzucht (spanische Rasse), einzuführen, hatte einige Zeit Erfolg, dann verfiel sie aber wieder nach und nach. Noch in den 90-er Jahren waren allerdings in den Kolonien von jenen Schafen Exemplare anzutreffen.

Was das Gewerbe betrifft, so blühte auch dieses, trotz allen Schwierigkeiten, die ihm das Kontor — durch das strenge Verbot berufsmäßigen Handwerksbetriebs und des Handels mit eigenen Erzeugnissen — in den Weg legte, nach und nach auf. Vor allem errang sich die Weberei hier allgemeine Bedeutung durch die Herstellung des Sarpinka. Ferner wurde am Taryl und Karaman auch Töpferei betrieben, ein Gewerbe, dessen Aufblühen noch im Schoße der Zukunft schlummert. Ein günstigeres Geschick hatte die Gerberei, die namentlich in Anton, Balzer, Katharinenstadt, Sarepta früh Wurzel schlug. Auf der Wiesenseite entwickelte sich die Korb- und Strohslechterei allmählich zu einem nennenswerten Gewerbe.

Auf der Bergseite, in Dobrinka, wurden früh Mühl- und Drechselsteine hergestellt, im Norden — Fußmaschinen, Spinnräder, Wagen, auch kunstvolle Rauchpfeifen (Paulskoi, Grimm, Franzosen). Die allergrößte Bedeutung war aber der Verarbeitung des Haupterzeugnisses der Wolgakolonien, der Kornfrucht, beschieden. Die Bedeutung der Mühlenindustrie in den Wolgakolonien erstreckte sich über ganz Rußland.

10. Die Zeit der großen Ausfiedlung (1846—1870).

Um die Wende des 18. Jahrhunderts hin gelangen die Wolgakolonien zu einem ansehnlichen Wohlstand. Um diese Zeit bringen die Kolonisten bereits ihre Erzeugnisse: Getreide, Tabak usw. selbst auf die Märkte bis nach N.-Novgorod, Rybinsk, Orenburg, Astrachan. Im Jahre 1800 lösen die ersten Kolonisten Widen ein und schreiben sich als Kaufleute an. Die Bevölkerungszahl, die sich in den ersten Jahren, in-

folge verschiedenartiger Bedrängnis und Not, sowie massenhafter Sterblichkeit, sogar vermindert hatte, fing nun an, rapide anzuwachsen.*). In demselben Verhältnis verminderte sich auch der Landanteil auf jede Familie. Die Landnot wuchs, zunächst auf der Bergseite, von Revision zu Revision. Es hatten ja bereits Landzumessungen stattgefunden, aber auch diese konnten mit dem Zuwachs der Bevölkerung bei weitem nicht Schritt halten.

In Anbetracht der Landnot wies die Regierung 1840 neue, weite Landgebiete in den angrenzenden Steppengebieten: bei Kamyschin, am Terusslan, am Torgun zu, im ganzen an 250 000 Dessjatinen, mit der Berechnung, daß nun nach der planmäßigen Einteilung dieses Landes auf jede Revisionsseele 15 Dessjat. entfielen. Den Wiesenfelder Kolonien konnte meist ihr Land aus den angrenzenden Vorräten zugemessen werden. Aus den Bergfelder Kolonien mußte ein Teil der Bevölkerung auf dem Neu Land angesiedelt werden. Mit der Durchführung der Besiedlung dieses Landes mußte sich die Bevölkerung selbst befassen. Fürs erste wollte niemand aus den Mutterkolonien auswandern.

Zwingen konnte man aber niemand. Daher sahen sich die Muttergemeinden veranlaßt, den Auswanderungslustigen nach der Seelenzahl ihren Anteil an Gemeinde- und Kreisvermögen: Kirche, Schulhaus, Kreishaus, Gemeindemagazin und dgl. auszahlten, sowie Unterstützungen bei der Ueberfiedlung in der Form von Fuhrwerkstellung, Lieferung von Saatgetreide zu erweisen und sämtliche Steuerpflichten der Ueberfiedler auf drei Jahre zu übernehmen.

Im ganzen wurden den Gründern der Tochterkolonien an Geldmitteln von der Bergseite über 350 000 Rbl. beigezahlt. Im Ergebnis entstanden auf der Wiesenseite 53 und auf der Bergseite 13, im ganzen also 66 Tochterkolonien.

Trotz der tatkräftigen Hilfe von seiten der Mutterkolonien und der umsichtigen Leitung der Neufiedlungen durch den Dirigierenden des Kontors Frese, wof den tüchtigsten aller Kontorbeamten, hatten die Ansiedler anfangs eine schwere Zeit der Not durchzumachen. Es wird den Leuten nachgesagt, sie seien an der anfänglichen schweren Lage selbst schuld gewesen. Ihre Starrköpfigkeit, Zanksucht, Unbotmäßigkeit und gar Zuchtlosigkeit hätten sie in den ersten Jahren nicht auf die Beine kommen lassen. - Nach gründlicher Überprüfung der Sachlage will einem dagegen scheinen, es seien ganz natürliche Schwierigkeiten gewesen, die bei jeder Neufiedlung zu überwinden sind. Und sie haben sie überwunden, ziemlich rasch. Anfänglich wohnten sie meist in Behmhäusern mit platten Dächern. Nach 40—50 Jahren standen bereits an deren Stelle allerorten stattliche Holz-, ja Ziegelsteinhäuser. Auch Kirchen und Schulhäuser wurden gleich am Anfang überall erbaut.

II. Die Mennonitenaufiedlungen.

Unmittelbar an die Gründung der Tochterkolonien auf Berg- und Wiesenseite schließt sich auch die Gründung der Mennonitenfiedlungen im Bezirke Nowouzensk, am Flüsschen Malysch, an. Die Mennoniten kamen unmittelbar aus Norddeutschland, aus der Gegend von Danzig, und siedelten sich 1853—74 in folgenden zehn Dörfern an: Hahnsau, Köppental, Lindenau, Fresenheim, Walujewsdorf, Hohendorf, Vyjanderhöf, Dyrloff, Osterfeld und Medental. Die Mennoniten bekamen auf jede Familie ihre 65 Dessj. Land einzeln hingemessen und führten sofort ihre hergebrachte Hofwirtschaft ein. Gleich ihren Glaubensgenossen, die bereits unter Katharina 2. und Alexander 1. in Südrußland angesiedelt worden waren, erhielten sie besondere Vorrechte, darunter das der Befreiung von der Militärpflicht, gemäß ihrer religiösen Ueberzeugung, wogegen sie eine besondere Militärsteuer zu entrichten haben. Sie hatten erhebliche Mittel mitgebracht und bekamen außerdem die üblichen Unterstützungen von der Regierung. Für diese Mittel bauten sie sich sofort bequeme Häuser und Wirtschaften und begannen eine intensive Bauerei zu betreiben. Sehr bald erzielten sie gute Erfolge, brachten es zu einem beträchtlichen Wohlstand und konnten nicht bloß der russischen Bevölkerung, sondern auch den übrigen Kolonisten als Vorbild einer Musterwirtschaft dienen. Sie führten Futtergräserkultur ein, wandten alle neuesten landwirtschaftlichen Maschinen an, die auf ihrer eigenen Fabrik in Köppental erbaut wurden. Auch betrieben sie von Anfang an Rasseviehzucht; sie bildeten eine eigene edle Pferderasse in ihren Gestüten; an Rindvieh hielten sie nur Holländer und Simmentaler; an Schweinen führten sie die englische Rasse (York-Shire) ein usw.

*) Bis 1774 waren eingewandert 27 000 Seelen. 1775 waren es 23 084 Seelen geworden; 1798 — 38 701; 1811 — 27 069 männl. Seelen, also an 53 000; 1816 waren es 61 185 Seelen: 1828 — 86 912; 1835 — 127 029; 1920 — 452 629 Seelen (nur im deutschen Wolgagebiet allein).

Also waren aus den 27 000 Seelen, vor dem Kriege nicht weniger als 27 mal 27 000 Seelen geworden.

Kurzum, sie sind in jeder Hinsicht, auch in geistig-kultureller, der übrigen Bevölkerung weit voraus. Ihr Beispiel konnte seinen wohltuenden, fördernden Einfluß nicht verfehlen. Wenn auch langsam, so doch stetig und sicher bricht sich ihre Wirtschaftsweise Bahn in der Mitte ihrer Nachbarn. Ihre Holländer und Simentaler vor allem haben bereits Eingang in den meisten Wolgakolonien gefunden. Desgleichen ihre Pferde- und Schweinerasse.

12. Wirtschaftliche Verbesserungen.

Schon vor der Ansiedlung der Mennoniten am Flusse Malysch sollten die Wolgakolonien den Segen des fördernden Einflusses der Mennonitenkultur erfahren. Der tatkräftige Dirigierende des Kontors Frese schickte bereits Jahrzehnte vorher eine größere Anzahl junger Wolgakolonisten an die „Molosch“ (Fluß Molotschnaja), damit sie dort bei den erstangesiedelten Mennoniten eine rationellere Wirtschaftsweise erlernten. Dieser sich ergeben habende Verkehr blieb nicht ohne gute Folgen für die Wolgakolonien. Manche neuere Arbeitsmethode, manches vollkommeneres Ackergerät fand in der Folge bei den wohlhabenderen und fortschrittlicheren Wolgabauern Eingang.

Ferner machte Frese den Versuch, die „Landwirtschaftlichen Kommissionen“ der Mennoniten Südrußlands an die Wolga zu verpflanzen. Er stellte der Regierung die Satzungen jener „Kommissionen“ vor, die auch am 21. Sept. 1850 vom Minister der Reichsdomänen bestätigt wurden. Diese Kommissionen hatten die möglichst tatkräftige Hebung und Förderung der Landwirtschaft in den Kolonien zur Aufgabe. Ihre Mitglieder sollten vom Kontor, aus einer von den Dorfgemeinden aufgestellten und vorgeschlagenen Kandidatenliste ernannt werden. Als Kandidaten waren die besten und tüchtigsten Landwirte vorzuschlagen. Etwaige Meinungsverschiedenheiten zwischen Kommission und Kreisamt mußten vom Kontor entschieden werden. Dreimal im Jahr fanden gemeinsame Beratungen beider Behörden statt. Die Kommissionsmitglieder arbeiteten ehrenamtlich, waren aber, gleich den Ober- und Gemeindevorstehern, von jeglichen Naturalleistungen befreit. Die Kommission hatte zunächst den vorteilhaftesten Fruchtwechsel, die erfolgreichste Düngung, die besten Methoden für Aussaat und Ernte festzustellen. Das alles sollte auf Gemeindeäckern erprobt werden. Die Kommission hatte außerdem die Aufgabe, verschiedene Samen und landwirtschaftliche Geräte zu beschaffen, auch künstliche Bewässerung einzurichten.

Ferner sollten die Kommissionen für die Veredelung der Viehrasse sorgen und den Obst- und Gemüsebau, sowie die Anpflanzung von Wäldern fördern. Seidenraupenzucht sollte wieder eingeführt werden. Der Weinbau war wieder in Aussicht genommen worden. Wenn diese Kommissionen keine allzutiefen Spuren ihres Einflusses zurückgelassen haben, so ist dieser Umstand wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß bald nach der Bestätigung der Satzungen Frese seinen Posten verließ und seine Nachfolger sich um die Kommissionen nicht kümmerten. Ueberdies wurde ja dann auch die eigene Verwaltung (das Kontor) bald aufgehoben.

Unter Frese wurde auch die gegenseitige Versicherung gegen Feuerschäden in den Wolgakolonien eingeführt. Bis dahin kam jede Gemeinde für etwaige Feuerschäden selbst auf. Es gab auch von den ersten Jahren des Bestehens der Kolonien her die notwendigsten Löschapparate: Feuerhaken, Leitern, Wasserschläuche und andere, mit der Zeit in den größeren Dörfern — auch Spritzen. An jedem Tore war ein Schild angeschlagen mit dem Abzeichen desjenigen Löschapparats, mit dem der Wirt im Falle einer Feuersnot zu erscheinen hatte. Im Sommer mußte bei jedem Hause ein Faß mit Wasser stehen. Feuer durfte Sommers nur in der Sommerküche, dem Backhaus, gewöhnlich aus Lehm gebaut, gemacht werden. Schmieden durften nur am Ende des Dorfes und in einer bestimmten Entfernung von den Häusern bestehen.

Dank gewissenhafter Befolgung der Feuerschutzregeln war die Zahl der Feuerbrünste sehr gering, obgleich der größte Teil der Bauten damals noch aus Holz war. So waren 1865 in den 170 Kolonien von sämtlichen 23 406 Wohnhäusern 18 305 aus Holz; die Nebengebäude waren ebenfalls meist aus Holz. Wenn nun doch einmal ein Großfeuer in einem Dorfe ausbrach, wie das hin und wieder vorkam, so war dieses auf Jahre hinaus gänzlich ruiniert. Inzwischen hatten aber die Kolonien Südrußlands eine gegenseitige Feuerversicherung eingeführt.

Diese Ordnung wurde nun, laut Befehl der Reichsdomänen, 1863 auch auf die Wolgakolonien erstreckt. Jeder Kreis bildete eine Feuerversicherungsgesellschaft. Die Versicherung war verpflichtend für alle öffentlichen, sowohl als für Privatbauten. Zur Verwaltung des Versicherungswesens wurden Feuerchutzälteste in jedem Dorfe und einer für jeden Kreis gewählt. Außerdem gab es in jedem Dorf 6 Taxa-

toren (Abschätzer), die den Wert der Baulichkeiten und den des im Fall eines Feuers erlittenen Schadens abschätzten. Die Gebäude wurden absichtlich unter ihrem Werte abgeschätzt, damit eine allzuhohe Prämie nicht in Versuchung führe, des eigenen Vorteils wegen Brand zu stiften. Die Versicherungsprämie machte aber wenigstens so viel aus, daß der Verunglückte dafür zur Not wieder die nötigsten Bauten aufführen konnte. Das bedeutete schon einen großen Fortschritt. Die Institution erhielt sich in dieser Form bis zur Revolution. Gegenwärtig ist die Verwaltung daran, sie von neuem zu errichten.

Nach dem Vorbilde der Kolonien Südrusslands, wurden, laut Verordnung der Regierung vom 21. Dez. 1859, in den Kreisen an der Wolga auch Spar-, Darlehen- und Waisenkassen, im Volksmunde „Kreiskassen“ gegründet. Als Grundkapital dienen den Kassen die Waisenkaptalien. Bis dahin war mit den Mündelgeldern großer Unfug getrieben worden. Diese blieben nämlich vordem in den Händen der Vormünder, oder wurden an Kapitalisten gegen 6 Prozent ausgeliehen. Nach der Volljährigkeit mußten die Eigentümer der Erbschaften oft jahrelang auf ihr Geld warten, oder sie bekamen es häufig überhaupt nicht. Nunmehr mußten alle Mündelgelder sofort nach dem Tode der Erblasser flüssig gemacht und in die Kasse eingelegt werden. Bis zur Volljährigkeit der Mündel verfügte die Kasse frei darüber. Ferner wurden Erspannisse eingelegt. Auch bildeten sich aus den Prozenten erhebliche Reservereserven. Aus diesen Quellen konnten den Bauern gegen Prozente Kredite zu Meliorationen und dgl. gewährt werden. —

13. Aufhebung der Vorrechte.

Nach der Durchführung der Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft und der Bauernreformen in Rußland wurden auch die Sonderrechte der Kolonisten: ihre besondere Verwaltung, ihr Vorrecht, keine Soldaten geben zu brauchen usw., aufgehoben.

Einen harten Schlag für die Kolonien bedeutete die Aufhebung der eigenen Verwaltung. Wäre diese, dem Geiste und Sinn der neuen Gesetze angepaßt, zu Rechte bestehen geblieben, so wäre das weitere Aufblühen der Kolonien rascheren Schritts vor sich gegangen. Das letztere war nun aber allem Anschein nach nicht im Interesse der russischen Regierungskreise. Es erhoben sich nämlich bereits seit längerer Zeit immer eifrigere Stimmen einflußreicher Persönlichkeiten gegen den „Staat im Staate“, gegen die bevorzugte Stellung der Kolonisten in Rußland. Diese vom Standpunkt der Interessen des russischen Volkstums verständliche Eifersucht zeigte sich ja eigentlich schon bei der Gründung der Kolonien. Denn bereits die erste Aufhebung des Kontors (1782) war entschieden als Maßnahme dieser Art zu verstehen. Die stete Verweigerung höherer Lehranstalten für die Kolonien und ähnlicher kultureller Maßnahmen waren unstrittig desselben Ursprungs. Die Unterstellung der Kolonialverwaltung unter das 1835 neugegründete Ministerium der Reichsdomänen war ein weiterer Schritt in dieser Richtung.

Als ferner, nach dem Krimkriege, die Tataren aus der Krim flohen, um in die Türkei einzuwandern, wurde zwar beschlossen, wieder deutsche Ansiedler zur Besetzung jener freigewordenen Ländereien heranzuziehen, aber mit dem Vorbehalt, sie in Einzeldörfern zwischen und neben den russischen Bauern anzusiedeln und in jeglicher Beziehung diesen gleichzustellen. Denn die Ansiedlung einer ausländischen Gemeinschaft, die inmitten der russischen Bevölkerung besondere Rechte und Privilegien genieße, entspreche den neuen Grundsätzen der staatlichen Einrichtung nicht.

Im Jahre 1860 wurde dem Saratower Kontor die Kriminalgerichtsbarkeit über die Kolonien entzogen. Seit dem Jahre 1866 verlor es auch jeglichen Anteil an der Verwaltung, bis auf die Leitung von Kirche und Schule, um die sich das Kontor früher gerade nie kümmerte. Freilich hätte das Kontor jetzt als Behörde für kulturelle Selbstbestimmung dienen können, wenn es früher, als es das entschieden fertig gebracht hätte, für höhere Schulen und durch diese für die Heranbildung eines eigenen Kolonistenmittelstandes („Intelligenz“) gesorgt haben würde. Eine solche kulturelle Vorarbeit wäre den Kolonien dann, als das Kontor gänzlich geschlossen wurde, in den neuen Verhältnissen sehr zugute gekommen. Denn die innere (örtliche) Selbstverwaltung der Kolonien wurde ja auch nach der Aufhebung des Kontors und der Einführung der Landschafts-Selbstverwaltung nicht nur nicht aufgehoben, sondern sogar noch erweitert. Jetzt hatten ja die Kolonisten, mit allen Bauern der Landschaftsgebiete, außer der eigenen Selbstverwaltung das Recht erhalten, eigene Abgeordnete in die Bezirks- und, unter Umständen, auch in die Gouvernements-Landschaft zu entsenden. Da wären nun recht viel gut ausgebildete Männer nötig gewesen, und an deren Fehle es gerade sehr.

Im Jahre 1871 wurde das Kolonistengesetz gänzlich aufgehoben. Die Kolonisten wurden den russischen Kronsbauern rechtlich ganz gleich gestellt und bekamen den Titel „Anfiedler-Grundbesitzer“. Unter anderem wurde, an der Hand der Bauernreformen, den Kolonisten die Möglichkeit geboten, auf besondere, erbliche Hofbesitzstellen überzugehen, die persönlicher Besitz der Anfiedler geworden wären und von ihnen hätten verkauft und verpfändet werden dürfen. Von diesem Rechte machten die Wolgakolonisten nie Brauch, bis zu der Reform Stolypins. Die Zeit war also noch nicht da.

Am allerhärtesten fühlten sich aber die Wolgakolonisten dadurch getroffen, daß sie die ihnen von Katharina 2. versprochene „ewige Freiheit“ von der Militärpflicht einbüßen mußten. Das war allerdings ein Rechtsbruch, eine Vernichtung des feierlichen Versprechens Katharinas, das von Paul 1. und Alexander 1. ausdrücklich bekräftigt worden war. Diesem Versprechen zuwider, mußte nun jeder Kolonistensohn, gleich allen übrigen russischen Bürgern, seiner Militärpflicht genügen. Im Rahmen des Staatsinteresses war aber auch diese Maßnahme sehr verständlich und berechtigt, zumal da die Regierung denjenigen, die die Militärpflicht nicht leisten wollten, die Möglichkeit bot, im Laufe von 10 Jahren nach der Veröffentlichung des Gesetzes aus Rußland wieder auszuwandern. Vielleicht war die Militärpflicht den Kolonisten unter den gegebenen Umständen sogar heilsam. Sie kamen während des Militärdienstes in der Welt herum, sahen ein anderes Leben, erlernten die Landessprache. Auch der Dienst selbst, der ihnen zuerst so schrecklich vorkam, erwies sich in der Tat für sie gar nicht als unerträglich. Im Gegenteil, die Kolonistenöhne kehrten meistens mit einem, zwei, auch drei weißen Streifen auf den Achselbändern, d. h. als Unteroffiziere oder gar mit noch höheren Rängen in die Heimat zurück. Ihre Pflichttreue, ihre Tüchtigkeit, Fähigkeit und Gewandtheit halfen ihnen auch hier übers Wasser. Was die ersten Soldaten sahen: „Katharina, die hat uns belogen . . .“, war bereits von deren Söhnen vergessen worden.

14. Die großen Mißernten.

Das Jahr 1876 bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Wolgakolonien. Das Kontor wurde nämlich in diesem Jahre in seinen letzten kümmerlichen Nesten endgültig aufgelöst, und die Kolonisten wurden in jeder Hinsicht den russischen Bauern gleichgestellt. Es galt jetzt zu beweisen, ob sie sich auch in diesen Verhältnissen zurechtfinden. Sie haben diese Probe nicht schlecht bestanden, war ihnen selbst und ihrer freien, ungestörten Entwicklung dieser Wechsel auch gleich nicht gerade dienlich. Sie hätten dieses Examen sicherlich sogar mit der Note „gut“ bestanden, wenn nicht die Elemente (Naturkräfte) selbst gegen sie gewesen wären. Eine Reihe furchtbarer Mißernten ruinierte sie und brachte sie dem völligen Untergange wiederholt recht nahe. Und darunter mußten sie alle gleich leiden: Berg und Wiese, Mutter- und Tochterkolonien, die Anhänger der rückständigeren Wirtschaftsweise, die Kolonisten, sowohl als die Neuerer, die Mennoniten, die doch alle Regeln der intensiven Wirtschaftsweise befolgten. Die ersten schweren Mißjahre traten bereits 1879 und 1880 ein, also gleich nach der Reform. Kaum hatten sich dann die Kolonien wieder etwas erholt, da fielen von 1889 bis 1892 neue Mißjahre ein, mit von den schrecklichsten, die die Kolonien je erlebt haben. Dank der schnellen und weitgehenden Hilfe, die den Kolonien nicht nur aus ganz Rußland, sondern auch aus andern Ländern, vor allem aus Deutschland und Amerika, in der Form von Lebensmitteln, Kleidung und Samenfrucht zufließen, überlebten sie die schwere Zeit und kamen bald wieder auf die Beine. Die paar Mißjahre in den letzten 20 Jahren wurden infolge des angewachsenen Wohlstandes der Kolonien ohne besondere Verluste ertragen.

Da kamen die Schauer erregenden, beispiellosen Schreckensjahre 1921—23, die uns ja noch allen vor Augen stehen, ja in denen wir zum Teil noch mitten drin stecken. Aber auch diese hätte unser Volk ziemlich leicht überstanden, wäre nicht sein Wohlstand durch die vorhergegangenen, schweren Kriegsjahre erschöpft gewesen.

15. Die Auswanderungsbewegung.

Die alte Wanderlust der germanischen Urväter, die sie von Ort zu Ort trieb, wenn es ihnen zu eng wurde, oder wenn sonst böse Zeiten kamen, begann sich gleichsam wieder in den Adern der fernen deutschen Steppensöhne zu regen, als sie ihrer Vorrechte, namentlich des der Militärfreiheit, beraubt wurden und als zudem noch Mißernten einfielen. Hundert Jahre lang waren sie durch Zwangsmaßnahmen an ihre Scholle geschmiebet gewesen. Seit der Bauernreform trat Freizügigkeit und mit ihr und den Mißernten auch die Auswanderungsbewegung in den Wolgakolonien in großem Maßstabe in Geltung. Diesmal

richteten sich die Menschenmengen nach dem Abendlande, zunächst nach Deutschland und von da über das große Wasser, in die neue Welt. Die ersten Auswanderer waren nach Brasilien und Argentinien gezogen, die nächsten Züge gingen nach der Union (Vereinigte Staaten) und zuletzt auch nach Kanada und Mexiko. Diesem Wanderfieber wurden von Seiten der Regierung keinerlei Dämpfer aufgelegt. Im Gegenteil, die maßgebenden russischen Nationalisten begrüßten diesen Abstrom aus Rußland, um möglichst viel Deutsche über die Grenze abgeschoben zu wissen. Die Zahl der in Südamerika ansässigen Wolgab Deutschen soll 100 000 Seelen erreichen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas sind rund 200 000 Seelen aus den Wolgakolonien Ausgewanderter. In Kanada und Mexiko zusammen dürften heute auch an 50 000 Wolgakolonisten sitzen. (Ganz genaue Ziffern liegen nicht vor.)

Seit den 90-er Jahren wurde ein Teil der auswandernden Wolgakolonisten nach Sibirien (Omsk, Akmolinsk) und nach Mittelasien (Taschkent) abgeleitet. Von 1906 an begann auch der Abzug nach den Ozeanländern und nach Deutschland. Allein hier behagte es den Wolgakolonisten vielfach nicht. Viele kamen bald wieder zurück oder zogen weiter nach Amerika, weil ihnen die Lebens- und Wirtschaftsweise zu fremd und ungewohnt war. Ein Teil von ihnen hat aber tief Wurzel geschlagen und ist bodenständig geworden. Nach Amerika hielt die Auswanderung ununterbrochen an bis zum Beginn des Weltkrieges. Von da an mußte sich der Abstrom von hier einstellen, weil der Seeverkehr durch den Krieg unterbrochen war.*)

Ungeheuer groß war die Auswanderung in den Jahren 1921—1922, infolge der furchtbaren Mißernte. Ganz ruiniert und vom Hungertode bedroht, zogen die Wolgabauern zu Fuß, zu Pferd, zu Wasser und mit der Bahn, wie es ihnen die Mittel und Möglichkeiten erlaubten, nach allen vier Winden: nach Sibirien, Mittelasien, dem Kaukasus, der Ukraine, in die zentralen Gebiete Rußlands, nach Petersburg, kurzum, überall hin, wo sie glaubten, sich vor dem Hungertode retten zu können. Sehr viele gingen nach Minsk, Witebsk, Polozk, um sich irgendwie über die Grenze zu schmuggeln und zu den Verwandten nach Süd- oder Nordamerika zu schaffen. Aber mit dem Durchschmuggeln gings in Rußland so glatt nicht, wie früher, und sie mußten sich Pässe auswirken oder liegen bleiben, bis sie mit Erlaubnis der Regierung weiter befördert wurden. Im ganzen sind allein im Jahre 1921, laut Angaben des statistischen Gebietsbüros, 74 084 Seelen aus den Wolgakolonien ausgewandert. Das macht mit den 1921 Verstorbenen eine Abnahme von 26,5 Proz. der Gesamtbevölkerung aus. Ein großer Teil der Hungerflüchtlinge ist in der Fremde doch dem Hunger oder ansteckenden Krankheiten erlegen. Der Rest derjenigen, die sich in Minsk angesammelt hatten, im ganzen 889 Seelen, wurde am 9. Dez. 1922 nach Deutschland überführt, um von dort nach Amerika auszuwandern zu können. Die übrigen am Leben Gebliebenen sind bereits vergangenen Sommer und Herbst zum größten Teil wieder in die Heimat zurückgekehrt, nachdem sich die Lage hier wieder gebessert hatte.

Neuerdings macht sich die Hoffnung immer mehr und mehr Platz, daß die Wolgakolonien vor einem mächtigen Aufblühen stehen und daß man nunmehr bald wird nicht nur nicht auszuwandern brauchen, sondern vielmehr aus der Fremde zurückkehren können. Ein Teil unserer alten Amerikaner wird schon im kommenden Sommer heimkehren.

16. Die Bodenfrage in den heutigen Wolgakolonien.

Wie überall in Rußland, hatte sich um die Wende des letzten Jahrhunderts auch in den Wolgakolonien die Landfrage äußerst zugespitzt. Sie war zur Frage aller Fragen, zur Lebensfrage geworden. Die alte Gemenglagewirtschaft oder der Mir, mit ihren beständigen Umteilungen, nötigte die Bauern an dem überlebten Dreifelder-system mit der hergebrachten, extensiven Wirtschaftsweise festhalten zu müssen. Und da der Landmangel geradezu schreiend geworden war, mußte vielerorts und gerade auch bei uns an der Wolga, fünf, sechs Jahre nach einander auf ein und dasselbe Feld Weizen gesät werden, ohne es einmal brach liegen und ruhen lassen zu können. Da wurden denn die Ernten auf die Länge unglaublich kümmerlich. Sobald aber das Wetter nur etwas ungünstig wurde, war eine gänzliche Mißernte gewiß, während gleichzeitig bei den Pächtern auf Stadlland bei einer nur etwas verbesserten Wirtschaftsweise die Ernten immer noch leidlich ausfielen. Aus dem Dreifelder-system der Wolgakolonien war ein Einfeldsystem, richtiger gesagt,

*) Auch nach dem Kriege wird einerseits der Zuzug von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten sehr verhindert und andererseits ist die Ausreisefreilassung von unserer Regierung aus ziemlich erschwert. Auch kommt der Reisepaß und die Reise selbst so teuer, daß nur solche Leute reisen können, die ihre Anverwandten (Kinder, Geschwister) drüben haben und freie Reise von dort aus haben können.

eine pure Raubwirtschaft oft geworden, und zwar mit chronisch gewordenen, periodischen Missernten, die in einem, zwei Jahren alles verzehnten und zerstörten, was in den übrigen 8—9 Jahren erarbeitet, durch Fleiß und Zähigkeit errungen worden war. Es mußten daher, um die Wolgakolonien vom toten Punkt herunter zu bringen und vor dem drohenden, völligen Ruin zu retten, neue Mittel und Wege gesucht werden. Diese boten zunächst die Auswanderung nach Amerika und die Ubersiedlung nach Sibirien und Mittelasien, wenigstens wurden sie von der Regierung als solche angesehen und ausgenützt, um die Bevölkerungsmasse zu lichten und die unruhigen Elemente abzuschieben. In der Tat war aber die Richtung der Bevölkerung nur ein Palliativmittel, ein Flicken an einem alten Kleide. Hier mußte ein neues Kleid angeschafft werden. Dieses verschaffte den Wolgakolonien ihr — sonst eigentlich — gefährlichster Feind, Stolypin, durch das Landgesetz vom 6. Juni 1906, auf Grund dessen, an Stelle der Gemeindevirtschaft mit ihrer Hinmessung des Landes auf 30 und mehr Plätzen und ihrem periodischen Unterteilen des Landes auf 1, 2, 3 . . . 12 Jahre, in den Wolgakolonien Hofwirtschaft („Landstücke“) mit persönlichem Besitz eingeführt werden konnte. Anfänglich wollten unsere vorsichtigen, schwerfälligen, jeglichen Neuerungen abholden, konservativen deutschen Wolgabauern nicht recht dran, an das Landbesitzigen („Krepitern“). Als sich aber sofort nach der Veröffentlichung des erwähnten Gesetzes in vielen Kolonien Gruppen fanden, die auf Einzelbesitz überzugehen wünschten und denen, laut Gesetz, ihr Landanteil hingemessen werden mußte, wo sie es wünschten, kam der Stein doch bald ins Rollen. Die Mehrheit wollte sich von diesen Wenigen doch nicht übervertellen lassen. Und so gingen denn in kurzer Zeit die meisten Gemeinden insgesamt zum Einzelbesitz über. Beim Uebergang kam es freilich zu einer unheilvollen Erscheinung. Es fanden sich in allen Dörfern einige, die den armen Gemeindegliedern zum Teil ihr nunmehr eigentümliches Land abkauften und so auf billige und leichte Weise Gutsbesitzer wurden. Im übrigen war aber diese Reform einem raschen Aufstieg des Wohlstandes der Gesamtheit günstig. Das Land war jetzt Eigentum eines Jeden, es konnte verbessert, gedüngt, bewässert, mit Futtergräsern und Hackfrüchten besät, mit Brunnen und Dämmen versehen werden; das Vieh brachte mehr Nutzen, seine Rasse wurde veredelt; kurz und gut, man näherte sich rasch einer intensiven Wirtschaftsweise. In wenigen Jahren hatte sich der Wohlstand der Wolgakolonisten im Durchschnitt beinahe verdoppelt.

Da kam der leidige Weltkrieg. Dieser lenkte die beste Manneskraft von ihrem Berufe ab, verdarb und vernichtete sie. Auch mußten diesem Kriege unendliche Opfer an Vieh, Brot und sonstigen Erzeugnissen der Landwirtschaft gebracht werden. Da geriet nun der Landbau, trotz der neuen Wirtschaftsweise ins Schwanken und seine Intensivität sank seit 1914 mit jedem Jahr. Und dennoch, als zu 1920 die Wolgakolonien, soweit sie noch am Leben und arbeitsfähig waren, von der Front zurückgeführt waren und sich wieder ihrer im Argen liegenden Wirtschaft widmeten, stieg die Produktivität und mit ihr auch der Wohlstand zusehend. Da hatten nun aber die leidigen Umstände, auch im deutschen Wolgagebiet, mit aller Macht eingesetzt und große Verheerung und Vernichtung nach sich gezogen.

Dann kam die furchtbare Dürre im Sommer 1921, eine Missernte, wie sie die Wolgakolonien wohl nie erlebt hatten. Die Kolonien hatten nicht einmal für einen Monat ihr Brot gebaut. Das ganze lebende und tote Inventar, Kleidung und Hausgerät, ja die ganze Wirtschaft, alles, was sich veräußern ließ, mußte hingegeben werden, um nur das nackte Leben zu retten. Ein beträchtlicher Teil (14,1 Proz.) der sämtlichen Bevölkerung mußte den Wanderstab ergreifen, um in brotreichere Gebiete und Länder zu fliehen und Rettung vor dem schrecklichen Hungertode zu suchen. Die Bevölkerung bewies viel Tatkraft, es wurde unter den obwaltenden Schwierigkeiten Staunliches erreicht. Aber trotz allem guten Willen, sich selbst zu helfen, fiel mancher Tüchtige hier, wie in der Fremde, dem grausigen Gespenst des Hungers und bösen Krankheiten (Cholera und Typhus) zum Opfer. Ueber 10 Proz. der Gesamtzahl sind bis zum 1. Januar 1922 allein in der Heimat gestorben, verdorben. Hätte die ausländische Hilfsaktion, vor allem die Amerikas, nicht eingesetzt, so würde noch mancher von den heute unter uns Weisenden und Wirkenden in der feuchten Erde ruhen. Und daß diese Hilfe zustande kam, das zeugt von einer staunlichen, jugendkräftigen Organisationsfähigkeit der Führer und Lenker Sowetrußlands, die auch der Neid der Feinde, der imperialistischen Staaten, nicht streitig zu machen wagt.

Nicht minder groß, als die Organisation der Hungerhilfe, war auch die Durchführung der Saatkampagne. Es wurde mehr Saat rechtzeitig beigebracht, wie unter Draufsetzung aller Kräfte unseres Volkes nur ausgefät werden konnte. Da es an Zugvieh sehr mangelte, gruben die Leute ihre Felder mit dem Spaten oder spannten sich selbst vor Pflug und Egge. Mancher Acker mußte ungepflügt eingesät und

etwas veregt werden. Auf diese Weise und dank der günstigen Witterung hatten die Wolgakolonien 1922 eine leidliche Ernte.

Die Farmwirtschaft war 1919 aufgehoben und das Land auf alle lebenden Seelen beiderlei Geschlechts verteilt worden. Die einzelnen Wirte hatten aber bereits Wirtschaften und allerlei Verbesserungen auf ihrem Lande errichtet und eingeführt. Die mußten nun abgetragen und zerstört werden. Allerdings waren ein paar Gemeinden (Katharinenstadt, Fischer, Kufkus) so umsichtig, daß sie auch unter der neuen Besitzform ihre alte Bewirtschaftung des Landes an einem Platz beibehielten und mithin die Baulichkeiten und Einrichtungen auf ihrem Lande nicht zu zerstören brauchten. Das war natürlich außerordentlich zweckmäßig und vernünftig. Da sich die Gemenglagrwirtschaft als überlebt erwies, wurde den Bauern seit 1922 wieder gestattet, auf Gruppen- (Weiler) oder Einzelhofbewirtschaftung des Landes überzugehen. Diesmal ging die Sache leichter und rascher als vor 15 Jahren; heute sind bereits ein sehr großer Teil der Wolgakolonien wieder auf Weiler- oder Hofwirtschaft übergegangen. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß im Laufe der nächsten zwei Jahre alle Wolgakolonien zu dieser Wirtschaftsform übergehen werden, auch diejenigen, welche es auf Grund des Stolypinschen Gesetzes nicht gewagt hatten, weil ihnen ihre Ländereien dazu ungeeignet schienen.

17. Die Autonomie in den Wolgakolonien.

Die große Revolution brachte auch den Wolgakolonien tiefgehende Veränderungen. Die größte und bedeutungsvollste von allen ist die Einführung einer eigenen Verwaltung (Autonomie) in den Kolonien an der unteren Wolga. Die Entstehungsgeschichte dieser Selbstverwaltung ist beachtenswert. Im Februar des Jahres 1918 fand in Warenburg eine Versammlung der deutschen Landschaftsmänner statt, auf der, wie wir aus dem Bericht eines Teilhabers entnehmen, hauptsächlich die Kolonien der Wiesen Seite vertreten waren. Nach viertägiger Beratung arbeiteten die Versammelten einen Verfassungsentwurf: „Projekt eines nationalen Zusammenschlusses aller Wolgakolonisten zu einer selbständigen deutschen Wolgarepublik im russischen Föderationsstaat“ aus.

Die grundlegenden Bestimmungen der Versammlung sind in folgenden 9 Punkten niedergelegt:

1. Die Deutschen des Wolgagebiets schließen sich zu einer nationalen Einheit zusammen, auf Grund des Gesetzes über die Selbstbestimmung der Völker unter dem Namen „Föderation der Deutschen an der Wolga“. Die deutsche Föderation an der Wolga geht, soweit dies möglich ist, in allen nationalen Fragen zusammen mit den deutschen Vereinigungen in den übrigen Reichsteilen.

2. Die Autonomie erstreckt sich auf alle administrativen, rechtlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und finanziellen Angelegenheiten der Deutschen an der Wolga.

3. Die Autonomie wird auf folgendem Wege verwirklicht: die deutschen Dörfer lösen sich, so bald wie möglich von den Einheiten mit gemischter Bevölkerung los, sowohl in den Kreisen als auch in den Bezirken.

4. Die losgelösten deutschen Dörfer bilden ihre Gemeinderäte und schließen sich zusammen zu Kreisen oder Bezirken mit ihren Verwaltungsräten. Den einzelnen Gemeinden bleibt es überlassen, sich für eine dreistufige (Gemeinde-, Kreis-, Zentral-) oder vierstufige (Gemeinde-, Kreis-, Bezirk-, Zentral-) Verwaltung zu entscheiden. Die endgültige Entscheidung kommt der Generalversammlung zu.

5. Diese Kreise oder Bezirke schließen sich zusammen zur geplanten deutschen Föderation an der Wolga mit einem Zentralverwaltungsrat an der Spitze.

6. Die Verwaltung der deutschen Föderation steht in unmittelbarer Beziehung zur Zentralverwaltung der russischen Föderativrepublik.

7. Die Grundgesetze dieser Föderative hat eine Generalversammlung von Abgeordneten aller Deutschen an der Wolga festzulegen.

8. Es wird ein zeitweiliger Verwaltungsrat eingesetzt, zu dem ein Vertreter des Zentralbüros in Saratow herangezogen wird. Dieser Verwaltungsrat hat alle Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Durchführung unserer Selbstbestimmung und zur Regelung aller landwirtschaftlichen Angelegenheiten zu ergreifen.

9. Die Satzungen sind allen deutschen Gemeinden vorzulegen, damit sie durch Beschlüsse ihre Einwilligung dazu geben.

Ueber alle einzelnen wesentlichen Fragen des Volkslebens wurden weitgehende Beschlüsse gefaßt.

Die erfolgten Beschlüsse, zu denen auch die führenden Sozialisten des Wolgagebiets ihre volle Zustimmung gegeben hatten, wurden der zentralen Mäteregierung durch eine Vertretung der Kolonien unterbreitet. Daraus ersah die höchste Staatsgewalt, wie sehr es den Wolgakolonien um ihr Selbstbestimmungsrecht ernst war. Die Regierung erklärte das deutsche Wolgagebiet für autonom und entsandte zwei Vertrauensmänner (Friedländer-Kreuer und Petin) nach Saratow, hier ein „Deutsches Kommissariat“ zu gründen. Diese Aufgabe wurde von ihnen auch gelöst. Seit dem Sommer 1918 besteht das autonome Gebiet der Wolgadeutschen. Es war zur Schaffung einer von Grund aus neuen Verwaltungsform eine recht ungünstige, ja schwere Zeit. Bürgerkrieg, Aufstände, Hungersnot, Krankheiten — das waren die Steine des Anstoßes, die der neuen Verwaltungsbehörde im Wege lagen. Die Sache war zudem neu, die Arbeiter an den zu leitenden Gebieten unerfahren. Da ist nun mancher Fehler gemacht worden, wie das die verantwortlichen Arbeiter selbst gerne zugeben. Aber trotz allen Schwierigkeiten und Fehlgriffen wurde im Laufe der verstrichenen 5 Jahre vieles erreicht. Zu nennen sind zunächst die Erfolge bei der Organisation und Durchführung der Hungerhilfe, ferner die Einleitung einer großzügigen Wirtschaftsverbesserung, dann die pünktliche Versorgung der Bevölkerung mit Saatfrucht, der Wiederaufbau der Schule und vieles andere.

Es ist noch nicht an der Zeit, die Verdienste und Mängel unserer Selbstverwaltung von dieser Stelle aus ins einzelne verfolgen und bewerten zu wollen. Auch die Frage, die im Volke in diesen 5 Jahren oft aufgeworfen wurde und heute noch aufgeworfen wird, — ob es zeitgemäß für die Wolgakolonisten gewesen sei, eine eigene Selbstverwaltung (Autonomie) zu gründen, oder aber, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die Wolgakolonien unter den allgemeinen Saratowschen Verwaltungsbehörden geblieben wären, — wird der Geschichtsschreiber späterer Zeiten, mit überzeugender Bestimmtheit beantworten. Einstweilen muß uns die Tatsache genügen, daß die Wolgakolonien das einzige deutsche Gebiet Rußlands sind, die eine Autonomie haben, und daß sie scheinbar besseren Zeiten entgegengehen.

18. Das Schulwesen.

Die Wolgakolonisten hatten das Bedürfnis, sofort nach ihrer Niederlassung hier Schulen zu gründen. Sogar schon in den Winterquartieren auf der Reise von Petersburg nach Saratow (in Torskol) „wurde Schule gehalten für die Kinder (Hymus)“. Als sie nun erst an Ort und Stelle ankamen, wurde gleich beim Absteigen des Dorfes in dessen Mittelpunkt eine Hofstelle für das Schul- und Bethaus eingeräumt. Zum Glück waren, wie wir gesehen haben, unter den Eingewanderten genügend gebildete Leute, Lehrer von Fach, sogar Akademiker, die dem Volke als erste Schulmeister dienen konnten. So hatte denn bald jedes Dorf auch eine Schule. Der Unterricht fand von Anfang an in den Schulhäusern statt, wo bereits solche fertig waren; im andern Falle, zumal wenn die Schar der schulpflichtigen Kinder noch klein war, in Bauernhäusern oder im Küsterat. Angestellt wurden die Schulmeister (Küster und Lehrer zugleich), auch laut Ueberlieferung, vom Geistlichen, wie das auch in Westeuropa damals noch Brauch war, denn die Volksschule war auch dort zu jener Zeit noch eng mit der Kirche verbunden. Der Schulbesuch war hier in der ersten Zeit freiwillig. Und doch besuchten die Schule so ziemlich alle Kinder, namentlich die Knaben, bis zur Konfirmation (Kommunion). Unterrichtet wurden die Kinder vor allem in den Anfangsgründen der Religion: im Testamentlesen, Katechismus, der biblischen Geschichte, Sprüchen, Kirchenliedern, der Glaubenslehre, dabei aber auch im Schreiben (nach Vorschriften, ohne jegliche Rechtschreiblehre) und Rechnen (4 Spezten). Die Schule wurde in der Regel vom 8. bis zum 16. Lebensjahr besucht. Schreiben und Rechnen lernten hauptsächlich die Knaben. Für die Mädchen galt das als überflüssig. Die Aufsicht über die Schule führte die Geistlichkeit (laut Instruktion). Aber die Hauptfürsorge um die Schule trugen doch die Kolonisten selbst.

Die ersten Schulmeister waren, wie gesagt, für bäuerliche Verhältnisse glänzend vorgebildet und erzielten durch ihre Schularbeit großartige Ergebnisse. So hätten unsere Bauern, wenn sie kurzfristig gewesen wären, sich zunächst um ihre Schule keine Sorgen zu machen brauchen. Allein ihr Blick war in die ferne Zukunft gerichtet. Sie sahen ein, daß, wenn sie keine Lehrerbildungsanstalt gründeten, ihre geistige Kultur mit jedem Geschlechtsstufen tiefer und tiefer sinken mußte. Und als die Regierung in der ersten von ihr erlassenen Instruktion kein Wort von der Schule verlauten ließ, kündigten sie in den bekannten „kritischen Bemerkungen und vorgeschlagenen Ergänzungen“ an, daß sie auch eine Schule (zur Heranbildung von Schulmeistern, Schreibern und Beamten, also eine höhere Schule?) zu gründen gedächten. Es konnte sich nur um eine solche gehandelt haben, denn gute Volksschulen gabs in allen Dörfern. Das war bereits 1770. Die Tutel-Kanzlei schweig aber die angeregte Schulfrage tot, und die Kolonien blieben ohne höhere Schule. Es geschah also, was die weit vorausschauenden

Kolonistenwäter befürchteten. Die Schulmeister der zweiten Generation hatten nur noch eine gute Volksschulbildung genossen. Fürs praktische Leben war dies hinreichend genug, aber für einen Lehrer zu wenig. Die Schulmeister der dritten Generation waren Schüler von Lehrern, die schon nichts mehr als lesen, schreiben und rechnen konnten, und lernten noch weniger. Ihre Schüler sanken also noch eine Stufe niedriger. Und nun fing die große Not der Kolonistenschule an. Flott lesen konnten damals noch die meisten Kolonisten, aber schlecht schreiben und rechnen. Und darin waren sie sich ziemlich alle gleich. Das ehrenvolle Amt eines Schulmeisters und dessen Einkünfte waren manchem Durchschnittsbauern als Nebenverdienst in der arbeitslosen Winterzeit verlockend. Konnte man doch die Predigt gerade so flott herunterlesen, wie „der“, vielleicht noch flotter, und das war ja die Hauptsache! Es begann also ein Rennen und Jagen um die Schulmeisterstellen. Im Ergebnis bürgerte sich der Brauch eines alljährlichen Bestreitens der Schulmeisterstelle ein. Der Schulmeister wurde „gebingt“, wie der Hirt, nur mit dem Unterschiede, daß dies und jenes zu verschiedenen Jahreszeiten geschah und daß der Lohn des Schulmeisters den des Hirten oftmals bei weitem nicht erreicht haben soll. Dementsprechend sanken auch die Leistungen des Schulmeisters sehr, sehr tief und mithin auch sein Ansehen in den Augen des Volkes. Die Prediger wollten sich ihre Rechte, betreffs der Anstellung des Küsters, nicht schmälern lassen, aber da es sich um eine Geldfrage handelte, unterlagen sie im Kampfe mit der Bevölkerung.

Endlich wurden die Staatsbeamten auf den bedenkenerregenden Tiefstand der Kolonistenschule aufmerksam. Als erster — Hüblich, der 1802 die Kolonien revidierte. Er setzte bei der Regierung durch, daß einige Knaben auf Kosten der Kolonien in die Saratower Volksschule abgegeben werden mußten. Aber dadurch, daß ein paar junge Männer die russische Schule zu Saratow beendeten, war der Not nur wenig abgeholfen. Diese jungen Leute waren bestrebt, nach Beendigung der Schule in Saratow zu bleiben.

1819 wurden die Rechte der Kolonialgeistlichkeit auf die Oberaufsicht über die Schulen und Lehrer seitens der Regierung von neuem bekräftigt. Aber was half das? Denn nicht allein die Schulmeister waren erbärmlich schwach bestellt, sondern auch die Pastoren waren häufig nichts weniger als Pädagogen, hatten auch zum Teil herabgewenig Sinn für die Schule.

Nachdem 1818 in Saratow ein lutherisches Konsistorium gegründet worden war, machte der große Gelehrte, Dr. Ignaz Fehler, als Generalsuperintendent, der Regierung wieder den Vorschlag, ein Lehrerseminar zu gründen. Aber ohne Erfolg. Etwas später machte Propst Conrady in Grimm eine ähnliche Eingabe, allein es half nichts. Die Zentralregierung antwortete auf das Gesuch Conradys, sie wünsche „in den Kolonien einfache gute Dorfschulen zu errichten, in denen die Kinder der Kolonisten nicht nur in der Religion, sondern auch im Lesen und Schreiben, sowohl deutsch als auch russisch, und ebenso auch in den Anfangsgründen des Rechnens gründlich und erfolgreich unterrichtet werden können.“ Wie sie das ohne Anstalt zur Heranbildung von Lehrern fertig bringen wollte, bleibt ihr Geheimnis . . .

Indessen bekam die Schulfrage eine plötzliche und unerwartet günstige Wendung. Der Saratower Gouverneur beklagte sich 1831 in seinem Jahresbericht bei der hohen Regierung, nur wenige der Kolonisten seien imstande, sich in der russischen Sprache nothdürftig zu erklären, und vermeiden jeden Umgang mit Russen. Das genügte. Die Kolonisten bekamen nun auf einmal zwei höhere Schulen, für eine. Das waren die Zentralschulen in Katharinenstadt und Grimm. Diese wurden 1834 eröffnet. Unterhalten wurden sie für die Mittel der Kolonisten selbst, durch Selbstbesteuerung. Ihre Bedeutung für die Kolonien war groß. Obzwar sie in den 90-er Jahren zu ganz ordinären Berrussungsanstalten herabgedrückt worden waren, besonders die Katharinenstädter, gingen doch aus ihnen im Laufe ihres 90-jährigen Bestehens fast alle Lehrer, Schulmeister, Schreiber, kurzum fast die sämtliche Intelligenz der Wolgakolonien hervor.

Die Volks-, richtiger Kirchenschule, entartete im Laufe von über 100 Jahren ihres Bestehens zu einer ganz unduldbaren Verdummungs- und Verrohungsanstalt. Seit 1840 war in den Wolgakolonien Schulzwang eingeführt worden. Alle Kinder von 7 bis 15 Jahren mußten nun die Schule besuchen.

So versammelten sich denn in einer Schule, 400—500, ja zuweilen über 1000 Kinder (Morfa, Jagodnaja), die von einem Schulmeister, — mit Hilfe eines tüchtigen Prügels und ausnahmsweise noch eines Gehilfen, — unterrichtet wurden, wenn man das so nennen darf. Gewöhnlich war diese Unmasse Kinder in zwei Teile eingeteilt. Die kleineren gingen am Vormittag, die großen am Nachmittag zur Schule, oder umgekehrt. Unterrichtet wurde nach der Lankaster'schen Methode, d. h. der Schulmeister, beziehungsweise sein Gehilfe, fragte zuerst die besten Schüler, und, während er dann sein Abfragen fortsetzte, schickte er die Befragten ans andere Ende und ließ sie auch Schuldienst tun. Dann wurden, in der Regel ohne jegliche Erklärung, bibl. Geschichten, Kirchenlieder, Sprüche aufgegeben. Diese wurden mechanisch eingeodert und dann ebenso mechanisch heruntergeleiert. Wer seine „Lex“ nicht konnte, oder etwa unartig war, der bekam eine Tracht Prügel — im besseren

Fall auf den Rücken, im schlimmeren, auch häufigeren Falle — aufs „Säck“. Jünglinge und Mädchen wurden quer über eine Bank gezogen, die Oberkleider wurden ihnen nach oben, über den Kopf, gerissen, und sie wurden geschlagen, wie „kaltes Eisen“.

Das war die alte Schule — — —

Neben der Kirchenschule entstanden, seit der Einführung der landschaftlichen Selbstverwaltung, in den Wolgatonien, zunächst im Bezirk Nowouzensk, auch Landschaftsschulen. Diese, sonst in allem leidlich gut bestellt, hatten den Fehler, daß dort die Kinder vom ersten Schritt an russisch unterrichtet wurden. Häufig verstand der Landschaftslehrer nicht ein Wort deutsch, so daß der Religionslehrer die Kinder ein wenig deutsch unterrichten mußte, um in deutscher Sprache Religion vortragen zu können. Dafür mußte aber hier der Prügelmethode entschieden Valet gesagt werden, wenn dies auch manchem alten Handegen von Schulmeister und Religionslehrer hart wider den Strich ging. Ihrem Gepräge nach war die Landschaftsschule eine für die damaligen Verhältnisse zeitgemäße Institution.

Im Bezirk Kamyschin entstanden anstatt der Landschaftsschulen — Gesellschaftsschulen, in den meisten Bergseiter Kolonien. Von Elternkreisen, die sich verpflichtet hatten, das Haus und die Schulmöbel zu stellen, wurde eine Gesellschaftsschule gegründet und ein vollberechtigter Volkslehrer gesucht, dem die Landschaft dann das Gehalt nach den allgemeinen Lohnansätzen zahlte. Im übrigen hatten die Gesellschaftsschulen so ziemlich dasselbe Gepräge, wie die Landschaftsschulen. In den 90-er Jahren wurden auch die Kirchenschulen der Oberaufsicht der Prediger entzogen und unter die Volksschulinspektoren gestellt. Gleichzeitig wurde die Lage der Schule dahin verändert, daß an jeder Kirchenschule neben dem Schulmeister unbedingt auch noch ein Lehrer der russischen Sprache angestellt werden mußte, der, von der Gemeinde pflichtmäßig besoldet, rechtlich aber als Beamter des Schulministeriums gelten sollte. Er trug also, außer Russisch, auch Rechnen und Geographie nebst Geschichte in russischer Sprache vor, während der Schulmeister nur Deutsch — (aber jetzt nicht mehr nach der Buchstabier-, sondern nach der Lautiermethode) und Religionsunterricht erteilte. Den Gemeinden waren die „Russensehrer“ (vielfach wirklich Nationalrussen, die kein Wort Deutsch verstanden) gewaltsam aufgedrängt worden. Und dieselben Wolgabauern, die bis dahin sehr für die Einführung der russischen Sprache in der Kolonistenschule eiferten, waren nun, weil man sie vergewaltigt hatte, sehr erbittert über diesen Gewaltakt. Sie schickten ihre Kinder nicht zur Schule, schlugen den ohnehin vielgeplagten Lehrern die Scheiben ein und taten ihnen allerlei Schabernack an. — Der Wolgadeutsche will halt nicht vergewaltigt sein. — Mit der Zeit legte sich aber der Haß gegen die Lehrer, und es traten nach und nach normalere Beziehungen ein.

Auf jeden Lehrenden durften nun auch in der Kirchen- oder Gemeindeschule nicht mehr als 100 Lernende entfallen (in der Landschaftsschule waren es 60 auf einen Lehrer). Der Schulzwang war gesehlich aufgehoben, hätte nun auch, infolge der Verminderung der Schülerzahl auf einen Lehrer, nicht mehr durchgeführt werden können. Die Reform wäre ohne Einschränkung als heilsam zu begrüßen gewesen, wenn nicht die Inspektoren eine so widerliche Berrussungspolitik in die Schule hinnetragen hätten. Mit Erfolg führten jedoch den Kampf gegen diese Politik die fortschrittlicheren Landschaftsverwaltungen. Und unsere gehörten gerade zu dieser Gruppe. Sie strengten sich aufs äußerste an, um wieder allen schulpflichtigen Kindern die Möglichkeit zum Schulbesuch zu bieten. Ferner gründeten sie in den Kolonien eine ganze Reihe von höheren Volksschulen mit 6-jährigem Lehrgang. Auch gründete die Landschaftsverwaltung von Nowouzensk in der Kolonie Seelmann ein Lehrerseminar, in dem auch wolgadeutsche Jünglinge gesetzmäßige Aufnahme fanden. Außerdem entstanden nach 1905 in den Kolonien mehrere Mittelschulen für Knaben bzw. für Mädchen, alles ganz russische Anstalten.

Dann kam der große Sturmwind, und riß mißsam dem verfaulten, morschen Gebäude der Zarenherrschaft auch die jungen, zarten Schulpflänzlein mit Stumpf und Stiel hinweg. Und auf den Ruinen erblüht nun nach und nach neues Leben. Die 5 Jahre der neuen Staatsordnung haben uns auch auf dem Gebiete des Schulwesens manches Neue gebracht. Die Schule wurde sofort auf allen Stufen unentgeltlich gemacht, es wurden unermeßliche Mittel für das Schul- und Bildungswesen aufgewandt. Aber das half sehr wenig. Denn leider fehlte es der Schule fürs erste an straffer Organisation, vor allem an strenger behördlicher Kontrolle, ohne die das Schulwesen, wie wir uns überzeugen konnten, nicht gedeihen will.

Der leidige Bürgerkrieg, der sofort nach der Einführung der Räte-Regierung ausbrach, hatte zur Folge, daß wir wohl drei Jahre lang Lehrer, aber keine Schulen hatten. In den Schulhäusern war Militär eingelegt, das diese Gebäude auch für spätere Zeiten ungebrauchbar machte. Die Lehrer wurden zu allerlei Schreibereien und sonstigen, mit dem Schulberuf nichts gemein habenden Pflichten mobil gemacht, d. h. gezwungen; in den letzten Jahren hatten sie mit der Hungerhilfe zu tun. Durch all diese Umstände, besonders durch die Teilnahme am Krieg, ist ein Teil der Lehrerschaft so weit von der Schularbeit abgekommen, so pflichtvergessen geworden,

daß sie eigentlich als Lehrer gar nicht mehr zu gebrauchen sind. Inzwischen hat sich nun herausgestellt, daß der Staat, zumal infolge der Hungersnot, den ungeheuren Mittelaufwand für Schulzwecke sich nicht leisten kann. Es mußten Etatsverkürzungen, eine nach der andern, durchgeführt werden. Es kam so weit, daß im vorigen Jahre die Schule eigentlich ganz aufgelöst werden mußte. . . Nun hat man endlich in diesem Jahre die einzig mögliche und zweckmäßige Bahn betreten und die Bevölkerung selbst zum Unterhalt der Schulen herangezogen. Erst nachdem diese Maßnahme durchgeführt war, bekam die Bevölkerung wieder mehr Herz und Auge für die eigene Schule. Und erfreulicherweise haben wir nun wieder nicht bloß Elementarschulen (1. Stufe), sondern auch Mittelschulen, in jedem Kanton wenigstens eine. Jetzt können wir uns der Hoffnung hingeben, daß unser Schulwesen, das nun in jeder Hinsicht auf gesunder Grundlage angelegt ist, bald erstarren und aufblühen wird. Die Bevölkerung, die nun weiß, daß die Schule wirklich ihre Schule ist und von ihren Mitteln unterhalten wird, wird sich fürder um ihre Schule, die sie so nötig braucht, sicherlich mehr kümmern, als bisher. Sie wird auch die erwartete Selbstbetätigung, wie man bereits sieht, nicht ausbleiben lassen und mit reger Teilnahme an dem Ausbau ihrer Schule mitarbeiten. Und ein Volk, das eine gute Schule hat, hat auch eine Zukunft. Wir haben also die sicherste Gewähr für einen gesunden wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung unserer Wolgaheimat in Aussicht. Es blinken Lichter in der Ferne.

19. Das Volksleben.

Ganz eigenartig hat sich in den Wolgakolonien das Volksleben gestaltet. Von den äußeren Lebensformen lenkt zunächst der Häuserbau unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die ersten, sogenannten Kronshäuser aus Holz waren recht eng. Sie hatten eine Stube mit einem kleinen Vorbau, als Vorhaus und Küche durch eine leichte Wand von einander geschieden. Außen war gewöhnlich eine kleine offene Vortreppe mit überhängendem Dach. An die Stelle der Kronshäuser traten um die Wende des 18. Jahrhunderts neben einer Masse von Armeleuthäusern aus Lehm, geräumigere Holzhäuser mit zwei Stuben, einer großen und einer kleinen, und mit Vorhaus und Küche in der Mitte. Neuerdings, seit 30–40 Jahren bauen sich die stärkeren Bauern noch geräumigere Häuser, die in vier Teile geteilt sind: drei Stuben, darunter eine große und eine kleine, und eine warme Küche, die zugleich als Vorhaus dient. Außerdem haben die Häuser einen geschlossenen Vorbau, den Flur oder die Vortreppe („Kritiz“). Diese Häuser haben „französische“ Dächer mit 4 schiefen Seiten, also ohne Giebel. An das Wohnhaus grenzt gewöhnlich ein Schuppen. Daneben liegt etwa der Speicher (Ambar), weiter der Stall aus Holz oder Lehm und Feldsteinen, weiter die Futterscheune. Auf der andern Seite des Hofes steht gewöhnlich die Sommerküche oder das Bachhaus, meist aus Lehm und Feldsteinen. Zwischen Sommerküche und Wohnhaus befindet sich das Tor. Die neuesten Häuser sind vielfach außen mit Ziegelsteinen belegt, ihre Dächer — aus Blech. Die innere Einrichtung ist urdeutsch, gemütlich und reinlich. Zunächst fällt das Himmelbett (die „Bettlad“) auf, mit seinen Federdecken (bis oben hinauf zum „Bettkranz“), bedeckt mit einem mit Spitzen benähten Bettuch, oben auf dem Bettkranz sitzen noch drei Kissen aus Sänsedaunen, rundum um das Bett hängt ein faltiger Vorhang aus leichtem, buntem Stoff. Daneben steht eine Truhe, die „Kist“, oder der Kleiderschrank der Hausfrau. Weiter steht der Tisch, mit einem Holzknäpfe dahinter, und Bänke und Stühlen an den Wänden. Hinterm Ofen steht das Kinderbett. An den Wänden hängt allerlei Bierart: ein Spiegel, eine Schwarzwälder Uhr, einige Sedenblätter (zum Andenken an die Konfirmation) Lichtbilder von der Familie, selbstverfertigte Hauslegen aus Glas. In der Mitte der Stube ist ein großer Ofen mit zwei Kesseln.

Auch die Kleidung hat ihr eigenartiges Gepräge erhalten. Sogar die Winterkleidung, die Flügelmütze, der Faltenpelz, selbst der Ueberzieher aus Schafsfell haben ihren eigenen, vom russischen sehr abweichenden Schnitt; nur die Filzstiefel sind Gemeingut mit der russischen Bevölkerung. Die Sommer- und Unterkleider haben ebenfalls ihr eigenes, deutsches Gesicht. In manchen Gegenden tragen die Männer als Kopfbedeckung, namentlich Sonntags, einen schwarzen Hut; sonst werden Schildermützen eigenartigen Schnitts, in den Kolonien selbst verfertigt, getragen. Als Sonntagskleider tragen die Männer und ledigen Burschen noch vielfach lange, schwarze oder dunkelgraue Bratenröcke, geschlossene Westen und gewöhnliche, enge Beinkleider (Hosen) aus demselben Stoff. Die Beinkleider werden, in hochschäftige Stiefel eingeschlagen, getragen. Das Hemd ist das einzige Kleidungsstück, das neuerdings stark verrußt ist: es ist faltenlos und hat einen stehenden Kragen, der an der linken Schulter zugeknöpft wird. Als Werktagsunterkleider werden im Winter, Frühling und Herbst Ueberzieher (allerdings „Kafan“ genannt), Wämse, Westen und Hosen aus selbstgewebtem grauem oder blaugefärbtem Wollenstoff (Sukne-Tuch) getragen, im Sommer dieselben Kleider, vielfach aus selbstgewebter und blaugefärbter Leinwand, sonst aus grauem Fabrikstoff, zum Teil auch aus den Kolonien (Balzer) stammend. Im Sommer tragen Männer

und Frauen selbstgestrickte und selbstgefohlte Schuhe. Die Frauen trugen bis vor kurzem als Sonntagsstaat ihre Biedermeiertrachten in der Form von anno dazumal, weite Faltenröcke, kurze, weite Jacken, große Schürzen, oft aus feinem schwarzem Woll- oder gar Seidenstoff (Kaschmir), auf dem Kopf ein Tüchlein (einst, vor hundert Jahren, sogar ein Häubchen, das hin und wieder noch unten auf dem Boden einer Truhe spukt). Im Winter tragen die alten Frauen heute noch Sonntags einen schwarzen Tuchmantel mit einem großen Fuchskragen, auf dem Kopfe ein großes Tuch, einen „Schal“. Werktags haben sie kurze, gesteppte Jacken mit engen Taillen, „Kostche“, an, oder auch faltenlose Pelze aus Schafsfell. Als Fußwerk tragen die Frauen Halbstiefel mit Gummistoff auf den Seiten.

Die Speisen sind auch ganz eigenartig, vor allem kräftig. Im Winter wird viel Schweinefleisch und Wurst gegessen, im Sommer dagegen — Mehlspeisen, vor allem Klöße, namentlich im Felde.

Das Volksleben der Wolgakolonien ist noch sehr reich an Gebräuchen. Besonders viele Belustigungen finden gelegentlich der hohen Feste statt. Bei diesen Gelegenheiten pflegt das Volk, zumal die Jugend, immer noch aufs eifrigste das Volkslied. Wie reich ferner die Volkssprache an gereimten und ungereimten alten und neuen Sprichwörtern ist, wird an anderer Stelle näher beleuchtet. Die Neigung zu Witz und harmlosen Foppereien hat zur Folge, daß nicht nur jedes Dorf seinen Spitznamen hat, sondern auch in manchen Dörfern jede einzelne Familie. Verschiedene öffentliche Schäden und Mängel werden in Spottliedern besungen und gegeißelt. Im großen und ganzen bietet das Volksleben in den Wolgakolonien für den Folkloristen (Erforscher des Volkslebens) eine uner schöpfliche Fundgrube.

20. Die Presse.

Ganz vom Lande der Väter abgeschnitten und in fremde Erde verpflanzt, hatten die Wolgakolonisten hundert Jahre lang keinerlei geistigen Verkehr mit andern stammverwandten Kulturländern. Das gedruckte Wort fehlte fast ganz, bis auf die paar Predigt-, Andachts-, Gesangbücher und Bibeln, die zum Teil aus dem alten Mutterlande mitgeführt worden waren. Um so mehr wurden sie in Ehren gehalten. Da nun keine Presse da war, mußte sich das Volk selbst eine schaffen. Das waren zunächst allerlei Spottlieder und Satyren, von denen zu allen Zeiten jedes Dorf hier einige besaß. In diesen Liedern wurden die öffentlichen Schäden und Sünden gerügt und gegeißelt. Aber auch direkte Versuche, eine eigene wolgadeutsche Presse zu schaffen, wurden bereits seit den 60-er Jahren gemacht. So erschien zwei Jahre lang in Saratow die von Gottl. Bauer und Ere herausgegebene „Saratower Deutsche Zeitung“ (1766—67). Ihren Herausgebern gelang es aber leider nicht, sich so lange durchzuhalten, bis sie sich einen genügenden Leserkreis herangebildet hatten. An Mitarbeitern fehlte es der Zeitung nicht, und ihr Inhalt war gediegen, mannigfaltig und belehrend.

Etwas später wurden weitere Versuche gemacht, den geistigen Hunger und Durst der Wolgakolonisten zu befriedigen. Als erster ist hier die Herausgabe des Wolga-Kalenders, seit 1873 herausgegeben von S. Bonweisch und Th. Hölz, fortgesetzt von H. Günther, zu vermerken. Um dieselbe Zeit entstand auch der von Himmel in Saratow herausgegebene Kalender („Wolgabote“). Seit 1884 begann Günther auch eine kirchliche Zeitschrift („Friedensbote“) in Beideck herauszugeben, die, wie auch der Kalender, bis 1915 erschien. Seit 1897 gab Prälat Kruschinsky in Saratow eine katholische Monatschrift („Klemens“) heraus, die 1906 nach Odessa überführt und als Beilage zu der dort herausgegebenen Zeitung („Deutsche Rundschau“) weiter erschien, bis sie nach Beginn des Krieges verboten wurden. Vom 5. März bis zum 14. Mai 1906 erschien in Kamyschin, von Joh. Fritzler herausgegeben, die Zeitung „Unsere Zeit“ (17. Nr.). Von demselben Jahre an erschien auch in Saratow eine deutsche Zeitung („Sarat. Deutsche Ztg.“, „Deutsche Volkszeitung“, „Sar. Deutsche Volksztg.“, „Volkszeitung“), die 1915 verboten und 1917 für kurze Zeit wieder erneuert wurde und bis zum Oktober 1917 erschien. Seit 1916 begann in Katharinenstadt der „Kolonist“ unter der Leitung von Ad. Smich zu erscheinen. Seit 1918 gab das deutsche Kommissariat in Saratow seine eigene Zeitung heraus, zuerst unter dem Namen „Vorwärts“, dann in „Nachrichten“ umbenannt. Nach dem Umzug des Deutschen Kommissariats nach Marxstadt wurden die „Nachrichten“ mit dem einstigen „Kolonisten“ (jetzt als „Kommunist“ unter der Leitung von Erich Rufeld herausgegeben) vereinigt. So erscheinen die „Nachrichten“ bis auf den heutigen Tag. Seit dem Juni 1921 erschien in Marxstadt außerdem noch die „Bauernzeitung“, die im September 1921 in „Unsere Wirtschaft“ umbenannt wurde. Seit Januar 1922 wurde diese Zeitung in eine Halbmonats-Zeitschrift unter demselben Titel umgewandelt. Erweitert und verschönert, erscheint sie bis jetzt. An speziellen Zeitschriften der letzten Jahre erschienen noch: „Spiel und Arbeit“ (Januar—Juli 1920, Kinderzeitschrift, geleitet von A. Mattern), „Kampf und Arbeit“ (Zeitschrift des Kriegskommissariats, Marxstadt, 1920), Abc-Zeitschrift für Erwachsene von A. Mattern (5 Nummern 1921, Marxstadt), „Meldeblatt“ in Balzer (August—Dezember 1921).

Der Einfluß dieser Schriften auf die Bevölkerung und ihre kulturelle Bedeutung waren sehr verschieden. Der Friedensbote und die beiden genannten Kalender waren keine originellen Erscheinungen. Sie haben nicht ein einziges lokales Talent angeregt oder gefördert. Gelesen wurden sie viel, aber eigentlich erzieherisch haben sie nie gewirkt. Etwas anderes war es mit dem „Klemens“, so lange er in Saratow von Kruschinsky herausgegeben wurde. Dort erschienen bedeutungsvolle historische Beiträge (von Beraz, Hieronymus), Erzählungen (Hieronymus; „Steph. Heindel“), Gedichte (Aug. v. Neu, Dornhof). Allgemeine Bedeutung errang sich aber erst die „Volkszeitung“. Sie erzog sich eine Mitarbeiterschar und veröffentlichte eine ganze Reihe von Beiträgen über Heimatlunde, von Erzählungen, Gedichten usw. Am volkstümlichsten aber von allen Schriften vor der Revolution war der „Kolonist“. Er wurde am meisten gelesen und am besten verstanden. Die nachfolgende Parteipresse fand nie in dem Maße den richtigen, volkstümlichen Ton, wie der „Kolonist“, obgleich sie es an gutem Willen nicht fehlen ließ. Die Technik unseres Zeitungswesens hat einen großen Fortschritt aufzuweisen, der Inhalt und die Sprache lassen in bezug auf Volkstümlichkeit noch zu wünschen übrig. Anders ist es mit „Unserer Wirtschaft“, zumal seitdem sie in ihrem neuen Gewand unter die Leser wandelt. Sie bietet das, wonach unser Volk lechzt: Verdauliche Speise für Herz und Geist.

21. Eigenes Schrifttum in den Wolgafolonien.

Ein eigenes Schrifttum begann in den Wolgafolonien sehr früh. Der erste Versuch entstand bereits auf der Reise nach der Wolga (in Torschok 1764). Es ist die Reisebeschreibung in Versen von B. Plahien. Dann, in den ersten Jahren nach der Ansiedlung, mögen recht viele Schreibkundige ihre Erinnerungen und Eindrücke niedergeschrieben haben, vor allem die Schulmeister. Denn, trotz der Vernichtungswut späterer Geschlechter, ist eine stattliche Zahl dieser, für unsere Geschichte so hochwichtigen Dokumente auf uns gekommen. Das sind die Erinnerungen von Züge, Cattaneo, Bath, Mähring, Schimpf, Matern, Pippert, Erfurth, Koliweck, Stahlbaum, Affmus, A. Schneider, Stärkel, Gottl. Bauer. . . In den 60-er Jahren erschienen bereits mehrere Werke über die Kolonien: A. Klaus, „Unsere Kolonien“ (russisch, Petersburg, 1864), Dsirne — Lesebuch, Dorpat, 1868. Dsirne — „Schöne Ammie aus Marienthal und der Kirgisienmichel.“ Erzählung, 1868 (als zweite Auflage 1893 in „Friedensboten“ abgedruckt).

Seit 1906 erschien eine ganze Reihe von literarischen und wissenschaftlichen Werken. 1908 gab Gottl. Bauer einen Teil der Arbeit seines Vaters, G. Bauer, „Geschichte der Wolgafolonien“ heraus. 1915 kam die Geschichte von G. Beraz heraus. Diese beiden Werke wurden in Saratow verlegt. 1919 erschien in Stuttgart die „Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga“, von Dr. G. Bonwetsch. An erzählenden und dichterischen Werken von Bedeutung erschienen in dieser Zeit: 1914, „Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgafolonien“, gesammelt von F. Erbes und P. Sinner. Seit 1914 erschienen das Jubiläumsspiel: „Fest und Treu“ von G. Beraz und M. Hunger und „Das Lied vom Küster Deis“ von D. Rufeld, „Nor net lopper g'gewiw“, und „Hüben und drüben“ von A. Vonsinger; „Chr. Bode“, „Mennoniten“, „Die Mordinsel“, Die Christgaben des Todes“ von F. Wahlberg (Alle Werke von L. und W. wurden auch in der „Volkszig.“ veröffentlicht); „Stephan Heindel“ von Hieronymus. (Klemens, 1899 — 1900 I) u. a.

Das sind die ersten Versuche, ein eigenes Schrifttum in den Wolgafolonien zu schaffen. Literarische Tradition und Schule bestehen ja bei uns noch nicht. Jeder geht seine eigenen Wege. Aber daß die Wolgafolonien auch in geistig-kultureller Hinsicht eine Zukunft haben können, wenn sich die Verhältnisse für ihre weitere Entwicklung einigermaßen günstig gestalten, das ist klipp und klar bewiesen. Wahlberg und Vonsinger haben durch ihre Werke den Wolgafolonien bereits ein Plätzchen in der Weltliteratur erobert.

22. Rückblick und Ausblick.

Manche Stunde, bei Tag und bei Nacht, saß der Verfasser dieser Schilderungen, entzifferte die alten, vergilbten Schriftstücke und forschte den Geschicken unserer alten Kolonisterväter und dem Werdegang unserer Heimat nach. Ein herbes, mühevollcs Leben haben sie durchlebt, unsere Altvordern. . . Sie kamen aus einer ebenso schweren Zeit heraus, wie wir eben eine durchlebt und zum Teil noch durchleben, aus einem durch Krieg zerstörten, hungernden Lande, in hellen, langen Scharen, Bauern und Handwerksleute, so wie sie die russische Regierung zu haben wünschte, um einen unbauten Landstrich urbar zu machen, der Kultur zu erschließen.

Gleichsam mit dem Gewehr an der Seite, mußten sie den hier an den Wolgagestaden hausenden, wilden Hirtenvölkern jeden Schuhbreit Erde entringen, gegen Krankheiten kämpfen, Räubergesindel vertreiben,

mit stetiger Drangsetzung des eigenen Lebens. So schwer auch der Kampf war, sie haben sich zäh und standhaft durchgehalten, Schritt für Schritt haben sie aus der Wüsterlei ein Kulturland geschaffen, eines der fortgeschrittensten und wohlhabendsten Gebiete Rußlands, haben eine eigene Feldkultur, ein eigenes Gewerbe, eine eigene geistige Kultur geschaffen.

Aus den 25 000 eingewanderten Ackerleuten und Handwerkern ist ein Völkchen von 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen geworden, ein Völkchen mit einem eigenen Bestand intelligenter Führer, zerstreut über die ganze Erde und doch der alten Wolgah Heimat treu bleibend, ihr ein hehres Andenken wachend.

Als Kulturträger und Lehrmeister des russischen Bauernvolkes wurden sie ins Land heringerufen. Und sie haben die an sie gestellten Erwartungen mit Ehre gerechtfertigt. Ihre russischen Nachbarn haben sich manche Errungenschaft unserer deutschen Väter abgesehen, angeeignet. Die Kartoffel, allerlei Gemüse der Dreschstein, die Pflanzmaschine, der deutsche Wagen und Pflug, die deutsche Sarpinka, die deutsche Mühlenindustrie und vieles andere haben sie sich unmittelbar von den Kolonisten zu Nutzen gemacht. Das ganze Land wurde belebt, der Kultur erschlossen durch Fleiß und Tüchtigkeit unserer Väter. Das geben selbst unsere Gegner, die russischen Nationalisten zu, die sonst recht eifersüchtig auf unser Völkchen sind. Allerdings schieben sie unsern Altvordern auch in die Schuhe, sie seien „Gesindel“, „der Abschaum Deutschlands“ gewesen; sie hätten weniger geleistet, als man von ihnen erwartet. Also, weil unsere Väter arm waren, weil ein Teil davon Handwerker waren, wie es die russische Regierung für ihre Pläne wünschte, — schill man sie „Gesindel“! — Bessen Schuld es war, daß sie nicht noch mehr geleistet haben, als von ihnen geleistet worden ist, mag dahingestellt bleiben. Aber das muß gesagt werden, ein Gesindel hätte eine solche Kulturarbeit sicherlich nie leisten können! Und sie haben sie geleistet. Sie haben ihr Examen bestanden.

So können wir, die Nachgeborenen, mit Dank und Verehrung unserer Väter gedenken. Und angesichts der unerschöpflichen Urkraft, die in den Adern unseres Volkes strobend pulst, angesichts der reichen Schätze, die im Schoße unserer Heimat schlummern, können wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir dem Lande und Volke, das unsere Väter einst in seine Mitte aufnahmen, noch manchen Bruderdienst erweisen und unser Teilchen zur Förderung der menschlichen Kultur beitragen dürfen, durch weiteren Fleiß und weitere Nüchternheit.

Q u e l l e n.

1. Aktenmaterial aus den Archiven Petersburgs, Moskaus, Saratows und der Kolonien: S. Rogatka, Strelna, N.-Saratowka (bei Petersburg), Katharinenstadt, Schilling, Enders, Ruffus, Philippsfeld u. a. (a/d Wolga).
2. Die Einwanderungslisten der Wolgakolonisten aus dem Saratower Zentralarchiv.
3. Erinnerungen (handschriftliche) von: Ahmus (Katharinenstadt), Erfurth (Orlowskoje), Koliwat (Mariental), Bippert (Katharinenstadt), Mattern (Boregard), Mähring (Stahl), Schneider, A. (Mariental), Schimpf (Stephan), Stahlbaum (Boaro).
4. Wolgadeutsche Presse und Kalender.
Außer den nach Maßgabe berücksichtigten älteren gedruckten Werken von: Pallas, Falk, Lepchin, Cattaneo, Zuege, Klaus, Bissarewsky, Berak u. a., wurden noch verglichen:
5. Bonwetsch, Dr. G. — Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919.
6. Rufeld, P. J. — Die Geschichte unserer Heimat. (Handschrift, zum Teil veröffentlicht in den Wolgadeutschen Monatsheften. Berlin 1922—23).
7. Schleuning, P. J. — Die deutschen Kolonien im Wolgagebiet. Berlin, 1919.
8. Stumpp, Dr. R. — Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet. Stuttgart, 1922.



Beiträge zur Geschichte von Sarepta.

Von Emil Meyer, Professor.

Bei der Gründung der Kolonie Sarepta an der unteren Wolga kamen nicht die kolonisationsbestrebungen der Kaiserin Katharina in Betracht, sondern eine religiöse Geistesrichtung einer Brüdergemeinde. Diese Gemeinde wurde durch den Grafen von Zinzendorf am Hutberge bei Berthelsdorf in der Lausitz (Deutschland) geschaffen. Seit 1722 entstand dort in der Nähe der Ort Herrnhut, das der ganzen Bewegung den Namen Herrnhuter Brüdergemeinde gab. Die offizielle ursprüngliche Bezeichnung lautet: „Herrnhuter Brüdergemeinde“. Die Hauptaufgabe derselben liegt in erster Linie auf dem Gebiete der Heidenmission. In allen Ländern sieht man sie verbreitet, wie in West-Indien, Südafrika, Zentral-Asien usw. Bei der Gründung von Sarepta trat daher in erster Linie das Missionswerk und zwar unter den Kalmücken in den Vordergrund. Die Kalmücken aber zum christlichen Glauben zu bekehren, ist ihnen nie gelungen und noch heute sind die Kalmücken, auch die in der nächsten Nähe Sareptas wohnen, trotz ihrem etwas kultivierten Leben, Heiden (Tamaisten) geblieben. Hätte man dieses in Herrnhut vorausgesehen, so wäre Sarepta wohl nie in der Kalmückensteppe emporgewachsen. Wenn auch der Hauptzweck gescheitert ist, so hat ein anderes Ziel diese Kolonie zum Zentrum deutscher Kultur an der Wolga gemacht. Dieses entstand durch ein geordnetes Wesen, tätigen Arbeitsgeist und praktischen Erwerbssinn, der auch die irdischen Dinge großzügig und mit Geschick behandelte.

In Sarepta wurde ein deutsches Gemeinwesen geschaffen, welches in der Geschichte stets eine hohe kulturelle Bedeutung haben wird. Heute ist Sarepta keine Herrnhuter Brüdergemeinde mehr. Auch haben die Nachschube aus der Heimat schon vor längerer Zeit aufgehört und die verhältnismäßig wenig zahlreicheren Kolonistenfamilien sind in der Eheschließung ganz aufeinander angewiesen. Es gilt dieses auch von allen anderen deutschen Kolonien an der Wolga. Ein Umstand, der leider schwere Folgen nach sich zieht und das Deutschtum an der Wolga bedroht. —

Immerhin ein Geist, der sich durch Sarepta anderthalb Jahrhunderte so kräftig in Sarepta behauptet hat, verschwindet nicht so bald und Goethes Worte bleiben wahr:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweicht;
Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

— Und nun lassen wir dem Chronisten Sareptas*) das Wort: Mit frohem Mut zogen im Jahre 1765 fünf unerschrockene Männer aus, die den Grund zu der künftigen Stadt „Sarepta“ legen sollten. Ihnen schlossen sich zur Hinreise fünf Begleiter an. Unter diesen Begleitern befand sich Abraham Louis Brandt, der als Porträtmaler in Del sich großer Beliebtheit erfreute; er hatte im Auftrage der Gemeinde eine ganze Galerie von Herrnhutern Deutschlands und Englands geschaffen und meldete sich nun zum Dienst in Rußland. Er diente als Reismarschall der neu zuziehenden Kolonisten, die er in Moskau in Empfang nahm, er hatte dort als Kommissionär der Gemeinde seinen Wohnsitz. Sein feuriges Wesen und sein guter Humor mögen manchen Kolonisten die Anpassung an die neue Heimat erleichtert haben.

*) Alexander Glitsch, Geschichte der Brüdergemeinde Sarepta im östlichen Rußland während ihres 100-jährigen Bestehens — 1865, II, 8^o, 400 S.

Die Reise von Petersburg über Moskau nach Nischnj - Nowgorod legten die zehn Auswanderer in sieben Wagen mit siebzehn Pferden bespannt, zurück. Dort mieteten sie sich ein Schiff und kamen auf abwechslungsreicher Wolgafahrt, nach manchem Auffahren auf Sandbänken über Kasan und Saratow nach Zarizyn und brauchten hierfür 25 Tage stromabwärts! Ein Kommando von zehn Kosaken, die ihnen bei der Landvermessung behilflich sein sollten, begleitete sie auf dem rechten Ufer. Am 16. August, nachdem sie die große Biegung der Wolga bei Zarizyn umfahren hatten, lagerten sie sich an einer Stelle, wo der die Wolga begleitende Höhenzug der Hergenigebirge, sich von dem Fluß abwendet, um in südwestlicher Richtung nach der Steppe weiterzuziehen. Aus einem Sandlager brach dort eine starke Quelle zutage, deren wohlschmeckendes Wasser sie erquickte und die ihrem Herzen ein Bild sein mochte, von dem ebendigen Wasser, das vielleicht hier seine Quelle finden sollte, zu tränken ein dürstiges Volk. Von Süden her, den Bergen entlang, floß in tiefem Bett ein kleiner Fluß, die Sarpa genannt, der in die Wolga mündete. Dieser kleine Fluß, (eher Bach), seine Ufer, die Hügelkette, das Land an der Wolga, alles wurde genau untersucht und geprüft, und man fand, daß der Boden zum Ackerbau Wiesenwuchs, zu Obst- und Wein- und Maulbeerplantagen dienlich sein konnte; zur Betreibung von Mühlen schien die Sarpa hinreichend Wasser zu haben. Lehm und Sand zu Ziegeln fand sich ebenfalls und da ihnen bekannt war, daß in der Richtung nach Astrachan das Holz auf der rechten Seite der Wolga nur spärlich vorhanden sei, so gedachten sie fürs erste nicht weiter zu gehen, zumal sie vernommen hatten, daß in einer größeren Bergschlucht, die nach Süden mündete (der Tschaparnik) Eichen einen kleinen Wald bildeten. Darauf traten die Brüder in einer Schlucht zusammen und legten unter Gebet die entgültige Bestimmung zur Entscheidung durch das Los vor. Diese lautete dahin, daß sie hier bleiben und zwar den größten Teil des Landes auf der linken Seite der Sarpa nehmen sollten.

Planmäßig gingen sie nun ans Werk. Zuerst wurde der Marktplatz der künftigen Stadt abgestreckt und am 1. Oktober das erste Haus bezogen. Bald darauf stellte sich der russische Winter mit gewaltigen Schneestürmen ein, sodas haushohe Schneewälle sich um ihre Häuschen legten. Wölfe und Füchse kamen in nächste Nähe und die ausgehungerten Kalmückenhunde fielen gelegentlich sogar die Menschen an. Der nächste Ort, von dem sie Lebensmittel beziehen konnten, Zarizyn, lag 28 Werst entfernt, das Wasser mußte von der Bergquelle hergeholt werden. In der Brüderhütte am Sarpabach (Bezeichnung des Ortes auf den ersten Briefen) mit ihrem Delpapier- und Fischhautfenstern herrschte ein reges Leben. Da wurde fleißig gehobelt, gehämmert gefeilt, poliert und daneben am russischen Alphabet buchstabiert. Die hier noch gänzlich unbekanntem Tasglichter bildeten den ersten schwinghaften Fabrikations- und Handelsartikel. Die Bestellungen liefen pudweise ein. Und als der Frühling kam, da staunten die zehn Brüder über die Wunder der zum Leben erwachenden Steppe. Wildenten und andere Vögel ließen sich auf den Teichen der Sarpa nieder, die Fische konnten sie an feuchten Stellen des Baches mit den Händen fangen, die Mengern der Tulpen und anderer Gewächse entzückte ihr Auge. Bald stellten sich aber ungeheure Schwärme von Fliegen und Mücken ein und gewaltige Viehherden der Kalmückenherden wurden von russischen Händlern über ihr Land getrieben wodurch beträchtlicher Schaden verursacht wurde.

Damals kam der erste Brief aus der alten Heimat und teilte mit, daß die Kolonie an der Sarpa „Sarepta“ heißen solle, in Verbindung mit dem Bibelspruche von I. Kön. 17, 9 mit dem Namen des Flüsschens. Bereits am 18. Juni traf eine Gesellschaft von 51 Personen beiderlei Geschlechts ein, sodas schon vor ihrer Ankunft der Baueifer der Brüder aufs Höchste stieg. Ganze Flöße wurden in Zarizyn gekauft und eine Schar Zimmerleute dort aufgehoben. Die Ueberraschung der Ankommender: soll nicht gering gewesen sein, als sie die in so kurzer Zeit vollbrachte Arbeit sahen: „14 Häuser und Hütten standen teils fertig da, teils noch in Arbeit; zwei Weinberge waren angelegt, andere Gärten mit Gemüse und Obstbäumen bepflanzt; ein großes Ackerfeld bot schon beinahe reife Früchte dar.“ Da legten sich auch die Ankömmlinge mit Wucht ins Zeug; alle waren gelernte Handwerker und arbeiteten einander in die Hand; wer in seinem Berufe noch keine Verwendung finden konnte, griff an, wo es nötig war. Ein kleiner Kramladen wurde eröffnet, eine Tabakfabrik eingerichtet und der Gasthof mit dem Bäckerladen in Betrieb gesetzt.

Drei Jahr nach der Gründung wurde der Ort mit Graben und Wall umgeben und letzterer mit 18 Kanonen, von welchen die Regierung zwölf Stück lieferte, ausgestattet, die den wilden Kabardinern aus dem Kaukasus — Respekt einflößen sollten. Als der kubanische Fürst Sokov Adschy im Jahre 1771 Sarepta bedrohte standen die Sareptaner mit brennenden Linten in den Batterien. Wegen der räuberischen Nie-

gigen mußten die Zugbrücken zurückgezogen und die Wachen verdoppelt werden. Eine sechzig Mann starke Räuberbande beabsichtigte Sarepta auszuplündern und anzuzünden. Auch Flußpiraten auf einem mit 3 Kanonen versehenen Schiff machten die Gegend unsicher. Alle diese Vorkommnisse bewogen den Gouverneur von Astrachan, nach Sarepta eine ständige Besatzung zu verlegen, die unter dem Befehle des Gemeindevorstehers — eines alten Soldaten, stand.

Mit den Kalmücken wurde von Anfang an ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten. Hier schlug die ärztliche Mission die erste Brücke zu den Herzen, lange dauerte es, bis man durch die Sprache sich einander nähern und gegenseitig verständigen konnte. Auf dem rechten Ufer entstand ein Dörfchen, das meistens von kalmückischen Bewohnern bewohnt war. Hier begannen auch die ersten Missionsversuche. Nur durch die Brücke getrennt, siedelten sich daselbst einige Brüder in einer Kinderhütte an und richteten sich in Kleidung und Nahrung ganz auf kalmückische Weise ein; später bauten ihnen die Kalmücken eine richtige Kibitka, die ihnen auf den Wanderzügen mit der Horde als Wohnung diente. Erwähnt sei hier noch ein Besuch bei der Chanin der großen Torgotendorde, die ihre Gäste in einem Zelt empfing, das 300 Personen Raum bot, und sie mit Rumys bewirtete.

Im Jahre 1773 bedrohte Pugatschew Sarepta. Dieser Kosak trat auch in vielen deutschen Wolgakolonien verheerend auf. Da er Zarizyn nicht nehmen konnte, ließ er Sarepta überfallen, das in Eile geräumt wurde. Die Frauen und Kinder sind auf der Wolga nach Astrachan geflüchtet, die Männer zogen dem Ufer entlang. Der tapfere Gemeindevorsteher Daniel Fick verließ den Ort als letzter, erst eine Stunde bevor die Plünderer anrückten und eine greuliche Verwüstung anrichteten. Das war ihre letzte That, denn noch während der Plünderung kam die Nachricht, daß Pugatschew geschlagen und gefangen worden sei. Sarepta war gerettet. In neun Jahren war Sarepta unter zäher freudiger Arbeit erstanden. Ein Tag verwüstete und vernichtete alles, nur nicht den Mut der Bewohner. An den auf 70.000 Rubel geschätzten Schaden steuerte die Brüdergemeinde in der Heimat 12000 Rubel und die Regierung verlängerte die 30-jährige Frist der Steuerfreiheit.

Bis 1800 kamen jährlich Verstärkungen aus der Heimat, sodaß das Gemeinwesen auf 500 Seelen anwuchs, eine Zahl, die im ersten Jahrhundert des Bestehens von Sarepta nur noch ganz wenig überschritten wurde. Es war alles da, was eine Brüdergemeindefolonie an Einrichtungen aufweisen muß; nicht weniger als 20 Gewerbe waren vertreten. Das Gedeihen beruhte auf dem großen Absatzgebiet, das sich die Kolonie schuf. Zu diesem Zwecke wurden Geschäfte in Saratow, Petersburg und Moskau gegründet. Es wurde nichts unversucht gelassen, was irgendwie zum Aufbau, zur Rohstoffgewinnung, zur Fabrikation, zur gedeihlichen Entwicklung des Handels geeignet schien. Als z. B. die Regierung die Einführung von Wollstoffen verbot, dagegen spanische und persische Schafe einfuhrte, entschloß man sich auch in Sarepta, selbstgezoogene Wolle zu verarbeiten. Die Zuchttiere mußten in Odessa und Astrachan abgeholt werden. Die Regierung bewilligte ein großes Stück Weideland unter der Bedingung, daß die Herde binnen zehn Jahren auf 1000 Stück vermehrt werde. Das geschah zwar; gleichwohl mißglückte das Geschäft, hauptsächlich infolge von mangelnder Blutauffrischung, sodaß die Qualität der Wolle sehr zu wünschen übrig ließ. Dann wurde persische Ziegenwolle verarbeitet, aber die Pestquarantäne erschwerte die Zufuhr und die Fabrikation geriet ins Stocken. Die westliche Zufuhr von Rohmaterial wurde zeitweise durch die von Napoleon I. verhängte Kontinentalperre fast ganz abgebrochen. Hauptfabrikationsartikel waren halbseidene und baumwollene Tücher, halbseidene Leinwand, baumwollene Mützen und Strümpfe. Die Hauptfabrikate erhielten den Namen Sarpinka, nach dem Flusse Sarpa benannt und heute ist dieser Name überall bekannt.

Weniger lohnend als erwartet wurde, erwies sich der Landbau. Den Sareptatabak konnten, wie es scheint, auf die Dauer nur die Kalmücken vertragen. Anders verhält es sich mit dem Senf. Der Kalmückenmissionar und Arzt Konrad Reiß widmete in seinen älteren Tagen seine Zeit allerlei landwirtschaftlichen Versuchen, so der Schafzucht, dem Anbau von Wein, Safran und Hanf, Rizinus, Indigo, Kolbenhirse (Zuckerrohr), Erdnüssen usw. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er im Verlauf der Jahre von der russischen ökonomischen Gesellschaft 13 silberne und goldene Medaillen. Im Jahre 1801 machte er einen Versuch mit dem Anbau von Senf, der die vorzügliche Qualität der hier gebauten Frucht ergab. Durch die von ihm angewandte Methode der Entölung durch die Delpresse gab er seinem Fabrikate die nötige Schmachhaftigkeit und Haltbarkeit. Der Handmühlenbetrieb wurde in ein Gießwerk verwandelt und dann brachte die Kontinentalperre das Glück! Am kaiserlichen Hofe entbehrte man schmerzlich den

englischen Senf; als nun, wie gerufen, eine Probe vom Sareptasenf auf die Tafel des Zaren kam, da vergaß man darauf den englischen Senf. Der Kaiser fand das neue Landesprodukt so vorzüglich, daß er den Fabrikanten mit einer goldenen Uhr beschenkte. Und von Stund an konnte Bruder Reiz die Nachfrage nach seinem Senf in Petersburg nicht mehr befriedigen. Im Jahre 1815 ging das Geschäft an J. C. Glitsch, seinen Schwiegersohn über und blieb seit einem Jahrhundert in den Händen dieser Familie. Die Firma stellte 1856 die erste Dampfmaschine in Sarepta auf.

Noch ein anderes Genussmittel bildete eine zeitlang eine reiche Einnahmequelle. Man fabrizierte in Sarepta einen vorzüglichen Brantwein. Nur war es der Gemeinde nie recht wohl dabei, denn die Ueberlegung, daß dann eben andere den Schnaps brennen würden, wenn man es nicht selber tue, beruhigte auf die Dauer das Gewissen nicht. Man fand es mit der Würde der Gemeinde unvereinbar, diese Art von Pest im russischen Reiche zugunsten „der Oekonomie“ zu pflegen und ließ diese Einnahmequelle verliegen. (Das Sareptarer Balsam lieferten sie jedoch auch weiter noch. Die Red.)

Einen edleren Fabrikationszweig, der die Vielseitigkeit Sareptas noch besonders kennzeichnet, betrieb Gottlieb Mücke. Von Haus aus ein Schindelmacher, aber voll künstlerischer Begabung, baute er nach englischem Muster Klaviere, die damals geschätzt und zu guten Preisen verkauft wurden.

Vieles Interessante wäre noch zu erzählen von diesem erwerbsfleißigen Völklein, das mit knapper Not ein zweites Mal der Vernichtung seiner Existenz entronnen ist. Das geschah bei Anlaß der großen Feuersbrunst am 9. August des Jahres 1813. Zwei Drittel der blühenden Ortschaft wurden eingeebnet; 350 Personen waren obdachlos. Der Schaden belief sich auf über 1 Million Rubel. Auch den Mühtigsten hätte diesmal der Mut sinken müssen, wenn nicht die Brüdergemeinde in ganz Europa 115.000 Rub. aufgebracht hätte; einen zinsfreien Vorschuß von 100.000 Rubel gewährte die Regierung. Ueberdies abfloßen aus der Kasse der Brüdergemeinde bis zum Jahre 1848 total 163000 Rubel, und dank seiner opferwilligen Hilfe und der jähen Willenskraft der Gemeinde gelang es, sämtliche Gläubiger zu befriedigen, Sarepta aus der Asche neu erstehen zu lassen und das Gemeinwesen im Jahre 1862 völlig schuldenfrei zu machen.

Im Jahre 1830 brach in Astrachan die Cholera aus. Das veranlaßte eine panikartige Flucht von vielen Tausend Menschen wolgaaufwärts. Die Flüchtigen wurden in Sarepta mit Speise und Trank versehen, doch wurde ihnen der bleibende Aufenthalt innerhalb der Stadt verweigert und gleichzeitige umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. So kam es, daß in Sarepta kein einziger Todesfall zu beklagen war, während die Seuche in Zarizyn und besonders in Saratow fürchterlich wüthete. Gewiß dürfen wir auch darin den Sieg einer überlegenen Kultur erblicken, welche dieses deutsche Gemeinwesen im Inneren Rußlands so vorteilhaft auszeichnet. Sarepta besaß schon seit 1783 eine vorzügliche Trinkwasserversorgung mit einem Reservoir auf dem Marktplatz, das unter Druck gesetzt werden konnte und auch zur Speisung der Feuerpumpen gute Dienste leistete. Im gleichen Jahre hatte die Gemeinde mit bedeutenden Kosten eine Feuerspritze aus Heerenhut kommen lassen. Die Quelle wurde aus einer Entfernung von 3 Werst hergeleitet.

Reich ist die Geschichte an Einzelzügen, welche die hohe Auffassung vom Zweck der Gemeinde und ihrer Verantwortung gegenüber ihrer engeren und weiteren Umgebung darlegen.

Sarepta wurde beinahe überall in Rußland bekannt und sein Ruhm reichte bis ans Ende von West-Europa. Kein Wunder, daß auch berühmte Leute gern dort einkehrten und sich bei diesem Völklein wohlfühlten. Den Ehrenplatz nimmt wohl der große deutsche Naturforscher Alexander von Humboldt ein, der 1829 auf der Rückkehr von Sibirien, wo er geographische Messungen vorgenommen hatte, Sarepta besuchte und hoch war, als der geschickte Meister David Hamel die schadhaft gewordenen Instrumente wieder in Stand setzen konnte. Er würdigte auch die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen des Vorstehers Zwick. Ein anderer Gelehrter, Professor Barrot, reiste nach seiner Ararat-Besteigung nach Sarepta. Der Entomologe Kindermann begeisterte mehrere Sareptaner für dieses Studium, aus dem eine eigentliche Erwerbsquelle wurde. Alexander Bäcker, Weber und Organist, sammelte und trocknete Pflanzen der Steppen und versah viele inländische und ausländische Sammlungen wissenschaftlicher Institute mit südsibirischen russischen Pflanzen. A. Bäcker, gab auch ein Verzeichnis der um Sarepta wildwachsenden Pflanzen heraus, 1862, und Beiträge zum Verzeichnis der um Sarepta und am Bogdberge vorkommenden Pflanzen und Insekten, 1867. Ein Doktor Auerbach unternahm von hier aus eine Expedition nach dem Bogdberg und die Gelehrten der Kasaner Universität Dimo und Keller machten in neuerer Zeit, 1907, von Sarepta aus ihre Boden- und botanischen Forschungen, welche sie in

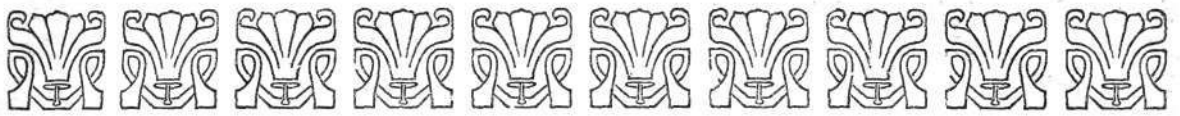
einem größeren Werke „Im Gebiet der Halbwüste“ niederlegten. Der bekannte Staatsrat Karl Ernst von Bär traf 1854 an der Spitze einer Expedition ein, um die Fischereiverhältnisse im Kaspischen Meere zu erforschen; er machte in Sarepta Versuche mit künstlicher Fischzucht.

Aber nicht nur Fremde erhöhten den Ruhm Sareptas; es hatte hinter seinen Wällen eigene Leute, die sich Auszeichnungen erwarben. Der frühere Kalmücken-Missionär Isak Sal. Schmidt zeichnete sich als Orientalist aus, sodaß er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg ernannt wurde. Die gleiche Ehre erfuhr Joseph Hamel, der durch eisernen Fleiß als Mechaniker und Naturforscher sich verdient machte.

Das Schulwesen wurde auf das Sorgfältigste gepflegt. Es gab um das Jahr 1832 eine Knaben- eine Mädchen- und Kleinkinderschule und eine Art Internat für auswärtige Kolonistenknaben, die sonst keine Gelegenheit zu ihrer Schulbildung gehabt hätten und später in Aemter und Handel eintraten. Umgekehrt wurden von der Gemeinde Mädchen nach Deutschland geschickt, um sie in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde zu Lehrerinnen auszubilden, und Knaben kamen nach der alten Heimat, um zu tüchtigen Handwerkern in die Lehre zu gehen; so wurde in Sarepta das Handwerk auf der Höhe erhalten. — Wer aber glaubte, daß über dem Arbeitsgeist die Kunst zu kurz gekommen, der wird erstaunt sein, zu vernehmen, daß z. B. in den Jahren 1850 bis 1862, nicht weniger als 43 Konzerte, zum Teil mit großer Orchesterbegleitung, aufgeführt wurden.

Ueerblicken wir die Geschichte Sareptas, so muß jedem für dieses Gemeinwesen volle Hochachtung erfüllen, welches aus deutschem Geist hervorgegangen ist. Die jetzigen Bestrebungen der deutschen Wolgafolonien, mit dem Mutterlande Verbindungen anzuknüpfen, werden allen Wolgadeutschen zum Vorteile gereichen. Möge aus dieser Verbindung der Geist, der einstmals über Sarepta schwebte, sich ausbreiten und erneuern und Saat austreuen unter den in Finsternis und Rohheit Lebenden, zum Wohle aller Deutschen an der Wolga!





Altertümliche Funde im Seelmänner Bezirk.

Von P. Rau.

Unter unseren Bibelfundigen findet man allgemein die auf Glauben begründete Ansicht verbreitet, die Welt bestehe nun bald rund sechstausend Jahre. Die Chinesen sind etwas weniger bescheiden: sie schätzen das Alter ihres Reiches auf mehrere Jahrtausende, wobei sie sich nur über die genaue Zahl der Leheren nicht ganz klar sind, da einige ihrer Geschichtschreiber zehn annehmen, wogegen andere zwanzig oder fünfundzwanzig Millionen für richtiger halten. — Die Frage über das Alter der Erde und des Menschengeschlechtes beschäftigt aber außer den bibelfundigen Christen und den schriftgelehrten Chinesen auch noch alle gelehrten Forscher auf dem Gebiete der Kultur- und Erdgeschichte. Doch sind diese trotz jahrhundertelanger Forschungen weit hinter jenen zurückgeblieben, da sie uns nur annähernde Schätzungen zu bieten vermögen. Aber diese ungefähren Schätzungen sind für die Lösung der Frage von wirklichem Wert, denn sie beruhen auf sicheren, tatsächlichen Ausgangspunkten.

Der Erforscher der Erdgeschichte schließt auf das Alter der Erde nach den Veränderungen der Schichten ihrer Oberfläche, die ihm als Maßstab ungeheurer Spannen Zeit dienen. Auf ähnliche Weise verfährt der Viehkenner, indem er an den Veränderungen der Zähne eines Pferdes oder der Hörner einer Kuh deren Jahre zu bestimmen sucht.

Gegenwärtig schätzt man die Zeit des Bestehens der Erde auf viele Millionen Jahre. Eine andere Gelehrtengruppe, die sich mit der Erforschung der Geschichte der Menschheit beschäftigt, nimmt für deren Alter einen Zeitraum von einer Jahrtausend und darüber an, wobei sie sich auf greifbare Ergebnisse ihrer Forschungen stützt. In dieser Spanne Zeit, die sich leichter denken als vorstellen läßt, hat das Menschengeschlecht in seinem innern und äußeren Wesen große Veränderungen durchgemacht, indem es sich aus einem tierähnlichen Zustande zu seiner heutigen Entwicklungsstufe emporgeschwungen hat und mit Riesenschritten weiterschreitet. — Man teilt den ganzen Entwicklungsgang des Menschen nach der Beschaffenheit seiner Werkzeuge, die sich in den verschiedenen Bodenschichten als greifbarste Beweise seiner damaligen Existenz vorfinden, in folgende Abschnitte. —

Die ältere Steinzeit oder die paläolithische Zeit, da der Mensch nur grobgearbeitete Steingeräte kannte, die zu Verteidigungs- und Angriffswaffen dienten und außerdem zu einigen einfachen Berrichtungen und Arbeiten verwendet wurden. Die nächste Epoche nennt man die neuere Steinzeit oder die neolithische Zeit; sie war wie alle anderen Zeitabschnitte in verschiedenen Gegenden von verschiedener Dauer; bei einigen wilden Stämmen Afrikas, Amerikas und Australiens wurde sie noch vor wenigen Jahren in ihrer ganzen Reinheit und Ursprünglichkeit angetroffen und durch eingeführte Metallgeräte verdrängt. In unserer Gegend mag sie einige Jahrtausende vor Christi allmählig in die Bronzezeit übergegangen sein.

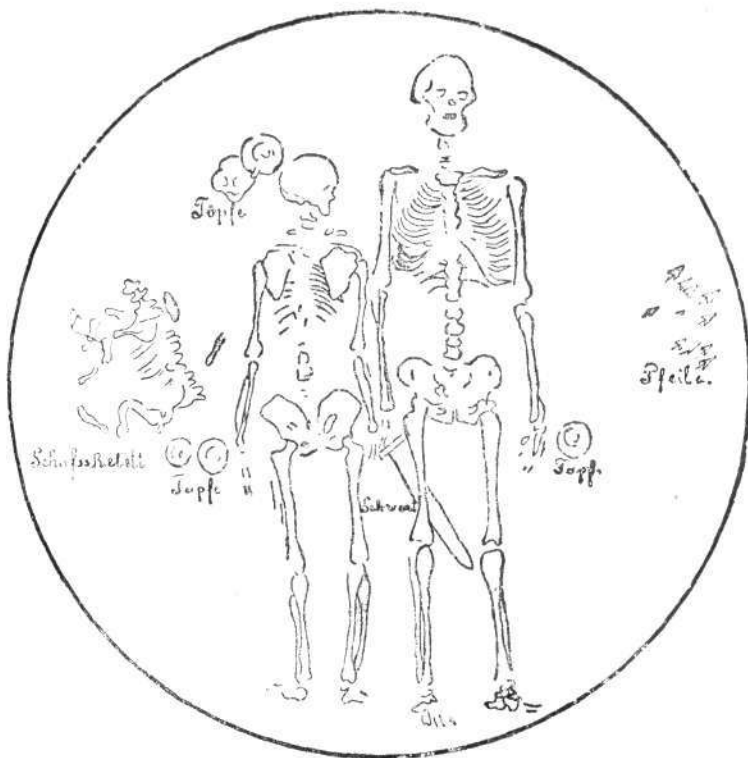


Fig. Nr. 1.
Das Begräbnis mit den Stabäben.



Fig. Nr. 2.
Gekrümmtes Frauen skelet in einem Grabe der Kupferzeit.

Fig. Nr. 3
Zwei Tongefäße aus dem Grab bei Friedenberg (Rekonstruktion nach Scherben).



Fig. Nr. 4
Zwei Tongefäße aus einem Grab am Dorquim (Rekonstruktion nach Scherben).

Sie zeichnet sich aus durch Werkzeuge von Stein und Knochen, die jedoch meisterhaft bearbeitet und ausgeführt sind. So verstand man es z. B., harte Steine mit Knochen zu durchlöchern, indem man zwischen den in Drehung versetzten Knochen und den Stein nassen Sand brachte. Auch war der Mensch schon mit Ackerbau und Viehzucht bekannt. — Nach dieser Periode folgte die Bronzezeit und dann die Eisenzeit, in der wir gegenwärtig leben. Während der Bronzezeit gebrauchte man hauptsächlich Geräte, die teils aus Kupfer, und teils aus einer Legierung (Mischung) von Kupfer und Zinn hergestellt waren.

In der Eisenzeit, die in unserer Gegend einige Jahrhunderte vor Chr. anfang, lernte man nach und nach das Eisen bearbeiten, das dann die Kupfer- und Bronzegeräte immer mehr in den Hintergrund verdrängte. Diese Stufenfolge in der Kulturgeschichte machte sich bei allen Völkern der ganzen Welt geltend, nur fallen die verschiedenen Stufen je nach Gegend und Land in verschiedene Zeiten.

Die Erzeugnisse verschiedener Kulturen verbreiteten sich, wie auch heute noch, über die ganze damals bekannte Welt; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Kulturzentren der Bronzezeit, wie auch der frühen Eisenzeit im Osten und am Mittelländischen Meere lagen, während sie heute nach Westeuropa und Amerika verschoben sind.

Die Wolgabewohner der Vorzeit bezogen ihre feinsten Waren aus Assyrien, Ägypten, Griechenland, während die heutige Bevölkerung solche durch Vermittlung und unbewußt in Deutschland, England und Amerika ankauft. —

Wenn nun unsere Wolgagegend in früheren Zeiten von Menschen bewohnt war, dann müssen auch irgendwelche Spuren der damaligen Bevölkerung zurückgeblieben sein. Das ist nun auch wirklich der Fall: unsere Steppen sind mit Gräbern verschiedener Völker übersät und an vielen Stellen enthalten die Bodenschichten menschliche Werkzeuge, allerlei Trümmer und Topfscherben. Welchen Völkern sind nun aber diese Reste zuzuschreiben? —

Das ist gerade eine der Fragen, um derentwillen man überall die Altertümer aufsucht und erforscht. — Die Steppen von Südrußland sind seit undenklichen Zeiten der Schauplatz gewesen, wo unzählbare Völker in wirrem Durcheinander auftraten und verschwanden ohne irgendwelche Überlieferungen zu hinterlassen, aus denen man ersehen könnte, woher sie gekommen und wohin sie gegangen sind. Aber ganz spurlos ist kein einziges Volk vorübergegangen; alle haben sie die oder jene Denkmäler, — sei es nun in Form von Gräbern oder Gegenständen ihrer materiellen Kultur, — in den Gegenden wo sie hausten, oder auf den Wegen ihrer Wanderungen hinterlassen.

Von altertümlichen Denkmälern kommen in unserer Steppe hauptsächlich die Grabhügel in Betracht. Das sind runde oder längliche Erdhügel von verschiedenem Umfang, die in alter Zeit über den Gräbern aufgeschüttet wurden. Zur Zeit ihres Entstehens mögen es kegelförmige Errichtungen gewesen sein; mit der Zeit sind sie jedoch abgeplattet und auseinandergeschwommen, sodaß sie sich unseren Augen in Gestalt umgestülpter Schalen darstellen. An verschiedenen Graden ihrer Abplattung läßt sich in annähernder Weise auf ihr Alter schließen. Auch Gestalt und Größe des Erdhaufens ist nach Völkern und Zeiten verschieden.

Sie sind überall zu finden und fallen dem aufmerksamen Beobachter durch ihre große Anzahl auf. Auf Anhöhen liegen sie fast immer in größeren Gruppen oder Reihen beisammen; zu beiden Seiten der Flüsse findet man sie dicht zusammengedrängt in gewissen Abständen dem Lauf des Flusses folgend; ungezählte Tausende liegen einsam in den Feldern zerstreut, der alles ebene Pflug geht erbarmungslos über sie hin und zerstört in wenigen Jahren, was Jahrtausenden getrotzt hat. Das Volk kennt die Grabhügel unter dem Namen Rüppel und ist geneigt, sie für verlassene Erdwohnungen ausgewanderter „Wilden“, welche bei ihm mit den Kirgisen identisch sind, anzusehen.

In der Vorstellung des Volkes ist ihr Vorhandensein mit verborgenen Schätzen verbunden. Das treibt die Unternehmungslustigen zu Nachgrabungen, die meist immer bei Nacht unternommen werden. Dadurch werden oft ganze Hügel umgewühlt, bei nicht allzutiefen Begräbnissen die menschlichen Gebeine verächtlich beiseite geworfen, Geräte und Gefäße goldgierig zertrümmert. Unzählige Hügel unserer Gegend tragen Spuren ähnlicher Nachgrabungen. Im besten Falle werden unter solchen Hügel die Grabbeigaben der Bestatteten durch die Gruben dem eindringenden Wasser zugänglich ge-

macht und dadurch beschädigt. Unter größeren Hügeln wurden die Gräber in den meisten Fällen schon in früheren Zeiten aufgegraben und beraubt: da ist nichts mehr zu finden, als zerstreute Knochen, zerbrochene Geräte und Scherben zertrümmerter Gefäße.

Die Öffnung eines altertümlichen Grabes erfordert eine gewisse Übung und technische Kenntnisse; vor allem aber ist es eine höchst verantwortliche Sache, da ein Grab durch die Ausgrabung als Denkmal für immer verschwindet. Durch genaue Messungen, Notizen, Grundrisse, Durchschnitte, Zeichnungen oder Photographien muß Gestalt und Charakter des Begräbnisses fixiert werden.

Im Mai 1920 bildete sich in Seelmann eine kleine Gesellschaft zur Erforschung der heimatischen Altertümer; von den Mitgliedern, zu denen auch ich zählte, seien die Namen J. Paul und A. Dulsou, deren Träger die Seele der Organisation waren, genannt. Die Gesellschaft entwickelte im Sommer 1920 eine rege Tätigkeit, indem sie den Zustand zahlreicher Grabhügel untersuchte und an kleinen, im Verschwinden begriffenen Hügeln Ausgrabungen machte. In diesem Bericht will ich die Ergebnisse dieser fünfmonatlichen Arbeit in ihren wichtigsten Umrissen veröffentlichen.

Erst muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß unsere Gesellschaft bei ihren Ausgrabungen nicht allen obenerwähnten Forderungen gerecht werden konnte, da keiner der Mitglieder zu derartigen wissenschaftlichen Arbeiten weder theoretisch noch praktisch in genügendem Maße vorbereitet war. Obgleich die Ergebnisse der fünfmonatlichen Arbeit ganz dazu geeignet waren, die Beteiligten zu neuen Unternehmungen auf diesem Gebiete anzuspornen, beschloß man, die angefangenen Arbeiten zu unterbrechen und seine Kenntnisse durch sachgemäße Studien zu erweitern. — Die meisten der unten aufgezählten Funde befinden sich im Museum zu Seelmann, während sich die Protokolle der Ausgrabungen im Saratowschen Archäologischen Museum und bei mir befinden.

Die neuesten altertümlichen Gräber unserer Heimat sind aus der Zeit, da unsere Gegend zu den Ländern des Tatarenreiches der Goldenen Horde zählte. Die Hügel sind alle klein an Umfang und verhältnismäßig höher als diejenigen anderer Völkerschaften. Wir haben im Laufe des Sommers zehn dieser Gräber geöffnet, davon eins bei Blumenfeld, vier in der Nähe von Seelmann und fünf bei Straub. Unter den letzteren befand sich ein Hügel, der aus Backsteingeröll aufgeschüttet war. Außerdem entdeckten wir bei anderen Ausgrabungen eine Anzahl tatarischer Begräbnisse, die nach der Gewohnheit türkischer Stämme in älteren Hügeln untergebracht wurden. Ihrer Form nach sind die Tatarengräber $2\frac{1}{2}$ —3 Arschin lange und 1 — $1\frac{1}{4}$ Arschin breite Gruben, die manchmal eckig, meist aber so zugerundet sind, daß sie in ihrem Grundriß an die Sohle eines schmalen Filzstiefels erinnern. Sie sind gewöhnlich 2 — $2\frac{1}{2}$ Arschin tief und haben fast alle dieselbe Richtung: von Osten nach Westen.

Der Bestattete ist bei ausgestreckter Rückenlage mit dem Kopf nach Westen orientiert. In den meisten Fällen finden sich in der Graberde Kohlen, verbrannte Knochen und Asche. Alle Bestatteten zeigen untereinander große Ähnlichkeiten in der Schädelbildung, was aber auf Zufall beruhen mag. Manchmal liegt der Tote in einem Eichensarg, dann wieder auf einem ausgehöhlten Baumstamm, oft aber auch unmittelbar auf den nackten Lehmgrund und ohne Bedeckung. Den Männern sind meist immer die vier Beine und der Kopf eines Pferdes mitgegeben; das alles liegt über dem Toten in der Graberde, wobei der Pferdekopf gewöhnlich über dem Kopfende des Menschen skelettes liegt.

Bei den Männerbestattungen fanden wir folgende Grabbeigaben: Messer, Dolche, Steigbügel, Lanzen- und Pfeilspitzen, Bronzeverzierungen von Pferdegeschirren, Gebisse und Köcher, die aus Birkenrinde verfertigt sind; alles andere ist von Eisen.

Bei Frauenbestattungen findet man vor allem eiserne Scheeren. Außer diesen wurde gefunden: Bronzeohrringe, Glasperlen, Bronzearmbänder, Silberschmuck, Spinnwirtel, Stoffreste, Bronzefüßpfähle und Bronzespiegel; zwei der Spiegel haben bei kreisrunder Form den Griff im Zentrum der Rehrseite und sind mit Reliefformen nach Art damaliger chinesischer Erzeugnisse verziert. Ferner wurde in einem Grab eine eiserne Hacke und Axt gefunden und in zwei Fällen tatarische Münzen. Die Ohrringe haben Fragezeichenform und sind aus Bronzedraht verfertigt und mit Perlen verziert.

Eine Abweichung von dieser Gräberart bilden zwei Nomadengräber am Torgun; dort weicht die Bestattungsweise in folgenden Punkten von der soeben geschilderten ab: das Grab hat die Richtung (der Längsachse) von Norden nach Süden und der Tote ist mit dem Kopf nach Norden orientiert,

während das Gesicht nach Osten gerichtet ist. Außerdem sind die Bestatteten in den beiden Gräbern Greise und ihrer Schädelform nach, ausgeprägte Langköpfe. Die Grabbeigaben sind den obengenannten ähnlich, nur fehlen die Pferdeknochen. Auch sind die Hügel über diesen Gräbern nicht so hoch.

Einige Berührungspunkte mit diesen Begräbnissen haben die im September 1920 bei Blumenfeld geöffneten vier Gräber, von denen drei den Bestatteten in Seitennischen bergen, die sich in der westlichen Wand des Grabes befinden. Auch hier liegen die Skelette mit dem Schädel mehr oder weniger nach Norden zu; außerdem fanden sich da ähnliche Gegenstände, und alle vier Skelette sind gleichfalls langköpfig. Die drei Katakombengräber bestehen aus einer schmalen viereckigen, 2 $\frac{1}{2}$ Arschin langen und 2 Arschin tiefen Grube, in deren westlicher Wand sich eine ebensolange, etwas vertiefte Nische befindet, die gerade groß genug ist einen erwachsenen Toten aufzunehmen. Die niedrige Eingangsöffnung ist mit schmalen Eichenholz-Brettchen zugestellt. Das vierte Grab war viereckig und enthielt ein Männer skelett mit Wehstein, Messer und zwei Tontöpfen. An dem Schädel und auf dem Lehnboden konnte man deutliche Spuren einer Grasunterlage erkennen. Diesen vier Gräbern sind folgende Gegenstände entnommen: 4 Tongefäße, 2 Messer, ein Gebiß mit Bronzeringen, ein Wehstein, zwei Bronzeohrringe, ein glockenförmiges Anhängsel und 12—15 Glasperlen; die drei letztgenannten Gegenstände bildeten den Schmuck einer Frau. Auf die Frage über den Zusammenhang der aufgezählten Gräber mit einigen bekannten Nomadenstämmen werde ich in einem anderen Aufsatz zurückkommen.

Zwei am Torgun, 9 Werst unterhalb Alt-Weimar, geöffnete Gräber, zeigen wieder eine andere Bestattungsweise und in ihren Grabbeigaben Erzeugnisse einer anderen Kultur. Beide Gräber sind fast kreisrund, dabei ist das eine 1 Arschin und das andere 1 $\frac{1}{2}$ Arschin tief. Sie enthielten Doppelbestattungen: je ein männliches und ein weibliches Skelett, die mit den Köpfen nach S.-W.-W. orientiert waren. Einem dieser Gräber sind nur geringe Fragmente zerdrückter Tongefäße, nebst einigen Glasperlen und einem eisernen Dolch entnommen, während sich im anderen alles viel besser erhalten hatte. Der Mann (im zweiten Grabe) lag auf dem Rücken ausgestreckt und hielt in der rechten Hand ein 18—20 Werschok langes zweischneidiges Schwert, das in eine stumpfe Spitze auslief und am Griff Spuren einer hölzernen Einfassung zeigte. Das Frauenskelett lag rechts neben dem männlichen mit Gesicht und Bauch nach unten. Weiter rechts lag ein unvollständiges Knochengerüst eines Schafes, dann ein durchlochter Wehstein und ein Feuerstein mit Stahl. Neben dem Schädel der Frau standen zwei glatte Henkelkrüge aus schwarzem Ton und drei kleinere Gefäße; in allen fanden sich vermoderte Speisereste. Einige andere Tongefäße waren zerquetscht und in Staub verwandelt. Am Nordrande des Grabes war etwa ein Duzend dreikantiger eiserner Pfeilspitzen umhergestreut. An den Halswirbeln des Frauenskelettes lagen einige Perlen aus mattgrünem Stein und unter ihnen drei Skarabäen, d. s. Käfersteine, wie sie im alten Ägypten zu verschiedenen Zwecken bald an Siegelringen, bald als Halschmuck getragen, oder dem Toten auf die Brust gelegt wurden. In die glatten Bauchteile dieser künstlerisch ausgeführten Käfersteinchen sind ägyptische Schriftzeichen eingemeißelt. Sie stammen nach der Angabe einiger Gelehrter aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten und befinden sich gegenwärtig im Saratowschen archäologischen Museum nebst anderen Altertümern aus unserer Gegend.

Eine weitere, nach meiner Ansicht ältere Gräberart präsentiert das bei Friedenbergr im Mai 1920 geöffnete Hügelgrab, welches einerseits deutliche Spuren einer Leichenverbrennung aufweist und andererseits eine gewaltsame Mitbestattung vermuten läßt (das letztere gilt auch von den zwei vorher erwähnten Doppelbegräbnissen).

Im geräumigen und formlosen Grabe, das 1 $\frac{1}{2}$ Arschin tief und von oben mit Ästen und Reisern überdeckt gewesen war, stand in einer Vertiefung der östlichen Wand ein großes bauchiges (leider zerdrücktes) Tongefäß, das die Asche und verbrannten Knochenreste eines Mannes enthielt. Bei der Asche lagen verschiedene vom Feuer beschädigte Sachen aus Bronze, nebst dem halbverbrannten Schädel und einigen anderen Knochenfragmenten. An der entgegengesetzten Seite des Grabes lagen die ausgestreckten Skelette einer Frau und eines kleinen Kindes. Als Grabbeigaben befanden sich da: ein Bronzespiegel und zahlreiche Perlen aus Glas und verschiedenem Gestein. Zu Füßen des Frauenskelettes standen zwei grobgearbeitete Tongefäße, die leider nur in Form von Scherben dem Grab entnommen werden konnten. Die groben Tongefäße, die Leichenverbrennung und die verhältnismäßig starke Abplattung des Hügels läßt, zusammengenommen, auf ein hohes Alter dieses Begräbnisses schließen.

Die älteste Hügelart haben wir in der Umgegend von Seelmann an der Wolga aufgefunden; in ihrem jetzigen Zustande sind es fast keine Hügel mehr, sondern kaum merkliche Erhöhungen: bei einem Breitedurchmesser von 25 Meter, zeigen sie im Zentrum kaum die Höhe eines halben Meters. Von drei geöffneten Hügeln dieser Art, befand sich einer auf den Straßen Seelmanns. Nach genauer Untersuchung der Umgegend ergab es sich, daß sich mehrere solcher Hügel auf den Straßen und Hinterhöfen der Stadt befinden.

Die Gräber unter den zerschwommenen Hügeln Seelmanns zeigen uns eine Bestattungsweise, wie sie im jüngeren Steinalter üblich war. Die Gräberfunde jedoch beweisen, daß wir es mit der Kupferzeit zu tun haben; weitere Ausgrabungen werden vielleicht zeigen, wie weit die Zeit des Entstehens dieser Grabhügel von der eigentlichen Steinzeit fortgeschritten war. Von den fünf Begräbnissen unter diesen Hügeln waren drei in flachen Gruben, die anderen aber fast auf ebener Erde unter einer Art Gehäusen untergebracht. Die Gruben sind länglichrund und zeigen Spuren vermoderter Balkendecken.

Die Bestatteten liegen „wie das Kind im Mutterleib“ auf der linken Seite mit gekrümmten Armen und an den Bauch gezogenen Beinen. Diesen Gräbern sind 6 guterhaltene, zum Teil ornamentierte, Tongefäße entnommen; die Ornamente sind mit einem geferbten Stäbchen in den Ton eingedrückt. Außerdem befand sich bei einem Frauen skelett eine kupferne Nähnadel und ein grob gehacktes kupfernes Armband. Ein männliches Schenkelbein weist eine schwere, doch ausgeheilte Verletzung auf, die den Eindruck macht, als wäre der Knochen mit einem scharfen Instrument unter einem spitzen Winkel von oben durchgehauen gewesen.

Im Zusammenhange mit allen diesen Ausgrabungen ist der sandige Boden an vielen Orten des Seelmanns Bezirkes untersucht worden und nicht ohne Erfolg. Der tiefe Flugsand hat die Eigenschaft, im Laufe der Zeit verschiedene Gegenstände, die auf seine Oberfläche kommen, zu verschlucken. Wenn dann nach Jahr und Tag der Sand an einigen Stellen vom Sturm weggefegt wird, so schiebt sich sein ganzer Inhalt an schwereren Gegenständen auf den nackten, festen Grund hin, um nach einiger Zeit wieder auf dieselbe Weise verschüttet zu werden. Wo nun ein Volk längere Zeit auf einer solchen Sandstelle gewohnt hat, dort bekommt der Sand einen reichen Inhalt an Tonscherben und verschiedenen abgenutzten oder verlorenen Gegenständen. Solche Lagerstätten oder Stationen haben wir an 6 verschiedenen Orten gefunden. Einige machen den Eindruck, als sei erst vor wenigen Tagen ein Volk der Vorzeit hier gewesen und habe alle diese verbrannten Knochenreste, Scherben und Brandplätze hinterlassen. Wer sich aber die Scherben genauer ansieht, dem fällt es sofort auf, daß sie aus verschiedenen Zeiten sind; ihre Ranten sind vom jahrtausendlangen Spiel des Sandes abgerundet und glattgeschliffen. Im großen und ganzen sind es die Trümmer von ebensolchen Gefäßen, wie wir sie in den Grabhügeln finden.

Als älteste Funde dieser Art verdienen einige sogenannte Feuersteinmesser und Feuersteinpfeilspitzen, die der neueren Steinzeit entstammen, erwähnt zu werden. Auch Bronzepeilspitzen der Skythenzeit und allerlei altertümliche Münzen lassen sich an solchen Stellen finden. An der äußersten Südgrenze unseres Gebietes in der Umgebung des Flusses Torgun sind erst im Sommer 1921 einige geringe neolithische Funde gemacht worden. An den Ufern dieses Flusses habe ich meterstarke Kulturschichten mit allerlei Fragmenten von Steinwerkzeugen nebst Knochen und Scherben bemerkt. Ebenfalls habe ich in einiger Entfernung vom rechten Ufer eine ausgedehnte Kulturschicht entdeckt, in der es von Scherben förmlich wimmelt. Ich nahm auf einem Flächenraum von einem Quadratfaden eine $\frac{3}{4}$ Arschin starke Probenschicht heraus, und die enthielt 133 Topfscherben! Hier sind eilige Ausgrabungen notwendig, denn die Ufer werden überall von Süßholzgräbern zerwühlt. Zum Schluß sei noch einmal darauf hingewiesen, daß unsere Gesellschaft in der Regel nur kleine, im Verschwinden begriffene Hügel geöffnet hat, sodaß die ganze Arbeit nicht mehr und nicht weniger als eine ernstgemeinte Erkundung unserer heimatlichen Altertümer ist.





Die Wirtschaft des Gebiets der Wolgadeutschen.

Von Heinrich Schlegel.

Es ist eine schwere Aufgabe, die Wirtschaft des Gebietes zu beschreiben, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die deutschen Dörfer bis 1918 zu drei Bezirken gehörten und kein Zentrum da war, wo sich verschiedenes Material über die Wirtschaft ansammeln konnte.

Zudem ist vom 22. Juni 1922 der gewesene Polkrowsker Bezirk des Gouvernements Saratow ins Gebiet eingeschlossen. Die Jahre des selbständigen Bestehens des Gebietes haben uns wohl viel Material über die Wirtschaft gegeben, aber während der Revolution hatte niemand Zeit, sich damit zu beschäftigen, — die alltägliche Arbeit erlaubte es nicht, — so haben wir es heute noch mit oft zufälligem und nicht bearbeitetem Material zu tun.

Jetzt aber ist es Zeit, die verschiedenen Materialien auszunutzen, anzusammeln und anzufangen, das Gebiet allseitig zu erforschen, um es nicht nur kennen zu lernen, sondern um unser Wissen vom Gebiet bei der alltäglichen Aufbauungsarbeit auszunutzen und sichern Schritts vorwärts zu gehen.

Unser Entwurf soll nur ein Versuch zu einer Beschreibung sein. Trotzdem wir sehr wenig und mangelhaftes, zufälliges Material vor uns haben, lassen wir uns durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken — gerade unsere Fehler, unsere unvollständige Beschreibung, das Fehlen der fachmännischen Vorarbeit, das alles gibt vielleicht anderen, genügend vorbereiteten Arbeitern des Gebietes den Anstoß, die Wirtschaft des Gebietes besser und vollständiger zu beschreiben.

Die gesamte Wirtschaft des Gebietes möchten wir in vier Gruppen teilen:

1. Landwirtschaft.
2. Kleinindustrie.
3. Hausindustrie.
4. Handel.

Bei dieser Einteilung haben wir mehr die Anschaulichkeit, als die innere Verbindung der Wirtschaftszweige im Auge. Doch in diesen Gruppen haben wir die Hauptpunkte, bei welchen der Unternehmungsgeist der Bevölkerung Anknüpfung findet.

I. Landwirtschaft.

Unser Gebiet ist ein Bauerngebiet. Wir haben nicht eine Ortschaft, in der die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sich nicht mit Landbearbeitung beschäftigt. Laut statistischen Aufnahmen vom 20. August 1920 hatten wir im Gebiet von der arbeitsfähigen Bevölkerung 91% Bauern. Nach der Abrundung des Gebietes konnte sich das Verhältnis der Bauern- zur Nichtbauernbevölkerung im wesentlichen nicht verändern.

Aber doch ist die Landwirtschaft nicht gleichmäßig im Gebiet verbreitet. Wir haben Dörfer, in denen man außer den Bauern nur einige Handwerker und Dienende findet, es sind aber auch Dörfer vorhanden in denen die Bevölkerung bis zu $\frac{1}{3}$ aus Nichtbauern besteht; z. B., Wangert hat $1\frac{1}{2}\%$ Nichtbauern, Kukfus 8%, Anton 20%, Messer 33%, Balzer 33%. Die Leute, die sich nicht mit Landwirtschaft beschäftigen, sind hauptsächlich Handwerker, Sarpinkaweber, Putzmaschinenmacher usw. Auf der Bergseite, im Rayon Balzer, hat man die meisten Nichtbauern, da gerade dort unsere Hausindustrie und Kleinindustrie am weitesten sich entwickelt hat. Dönhof, Messer, Moor, Anton, Balzer und eine Reihe anderer Dörfer könnte man nennen, die nicht nur Landwirtschaft treiben. Und doch ist trotz der Industrie die Bauerei überall das Wichtigste.

Das Gebiet besitzt (nach der Abrundung) in allem 2.431.587 Dessjatinen, oder 23.000 Quadratwerst Land. Dabei ist taugliches 2.174.668 Dessjatinen, untaugliches 256.918 Dessj. Durchschnittlich hat das Gebiet auf eine Familie 25,74 Dessjatinen oder auf eine Seele $4\frac{1}{2}$ Dessjatinen tauglicher Ländereien.

Die Dessjatinenzahl auf eine Familie ist sehr verschieden; am höchsten ist sie in der Steppe: in Neu-Galka, Gnadenflux, am wenigsten auf der Bergseite, im Balzerer Rayon.

Das Land der Gemeinden wird in folgende Landnutzungsarten eingeteilt:

Unter Hofstellen	33.333 Dessjatinen—	2,1 ^o
Ackerland	1.349.830	„ — 73,1 ^o
Weidegang	346.821	„ — 18,3 ^o
Wiefenschlag	64.834	„ — 3,6 ^o
Waldungen	46.677	„ — 2,9 ^o

Wirtschaften haben wir im Gebiet 84.474.

Seiner Güte nach ist das Land sehr verschieden — vom besten Schwarzland (wenig) bis zu fast untauglicher Salzsteppe. Das beste Land liegt an der Wolga und im nördlichen Teil der Bergseite und wird immer schlechter in süd-östlicher Richtung. Im Rayon Neu-Galka haben wir am meisten fast untaugliche Salzsteppe.

Über das Arbeitsvieh haben wir ausführliche Daten dank der statistischen Aufnahme zum 1. Januar 1922. Selbstverständlich, hat sich im Laufe des letzten Jahres der Viehbestand verändert, aber doch hat das Gebiet weniger Zuwachs bekommen, als es nach dem 1. Januar bis zum Frühjahr 1922 verloren hat. Um ein klares Bild von dem Viehbestand der letzten Jahre zu bekommen, bringen wir folgende Daten:

Jahre.	Zahl der Wirtschaften.	Zahl des Arbeitsviehes.	Auf 1 Wirtschaft Arbeitsvieh;
1917	55.416	159.354	2,9
1.X 1919	79.608	169.841	2,1
28.VIII 1920	67.124	164.922	2,5
15.VIII 1921	58.807	62.650	1,1
1.I 1922	58.611	51.884	0,9

Also, 1917 hatten wir im Gebiet durchschnittlich auf eine Wirtschaft fast 3 Kopf Arbeitsvieh, den 1. Januar 1922 auf 10 Wirtschaften nur 9 Kopf Arbeitsvieh.

Das vorhandene Vieh ist sehr ungleichmäßig in den Dörfern verteilt. Die Bergseite, wo der Hunger nicht so stark war, wie auf der Wiesen- und Weidenseite, hat durchschnittlich mehr Vieh. Auf der Bergseite haben 22% aller Wirtschaften gar kein Arbeitsvieh und 23% überhaupt kein Vieh. Auf der Wiesen- und Weidenseite haben 28% kein Arbeitsvieh und 28,5% überhaupt kein Vieh. Dennoch sind im ganzen auf der Bergseite 45% und auf der Wiesen- und Weidenseite 56,5% aller Wirtschaften ohne Arbeitsvieh. Auf der Bergseite wäre laut statistischem Material der Balzerer Kanton in der schlechtesten Lage; dort gibt's 57% der Wirtschaften, die keine Landwirtschaft treiben können, weil sie kein Arbeitsvieh haben. Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß gerade in diesem Kanton und besonders in der Stadt Balzer selbst viele Wirtschaften sich überhaupt nicht mit Landwirtschaft beschäftigen, so müssen wir den Kamenkaer Kanton, wo 44,7% der Wirtschaften kein Arbeitsvieh besitzen, als den schwächsten ansehen. Auf der Wiesen- und Weidenseite ist der Marientaler Kanton in der schwersten Lage — dort sind 65% aller Wirtschaften ohne Arbeitsvieh. Am ärmsten ist an Vieh das Dorf Weizenfeld, wo 81,7% der Wirtschaften gar kein Arbeitsvieh haben, während in Kolb auf der Bergseite nur 17% der Wirtschaften solches nicht besitzen.

Der gegenwärtige Viehbestand einzelner Dörfer gibt uns kein klares Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen, die für die betreffenden Dörfer als normale angesehen werden müßten. Die letzten Jahre haben viel Vieh verschlungen — der Weltkrieg, der Bürgerkrieg, die Verpflegungszwangsauflagen (Rasnojerzka), der Banditismus, schließlich der Hunger — das alles zusammen hat in verschiedenen Dörfern das normale Verhältnis des Viehbestandes zu den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Dörfer ungleichmäßig verändert. Um ein anschauliches Bild des Viehbestandes im Gebietsmaßstabe zu bekommen, bringen wir noch einige Daten über die Kühe und Schweine.

Zum 1. Januar 1922 waren im Gebiet 47,777 Kühe und 2.920 trächtige Rinder vorhanden. Die Kühe sind in den Wirtschaften auf folgende Art verteilt:

Auf hundert Familien sind 34 ohne Melkkühe, 43 mit einer Melkkuh, 16 mit 2 Melkkühen, die anderen mit 3 und mehr Kühen. Am schlechtesten ist der Sangensfelder Kanton versorgt, — dort entfallen auf 100 Wirtschaften 45 ganz ohne Kühe. Am besten steht es in den Mennonitenkolonien, — auf 100 Wirtschaften kommen nur 13 ganz ohne Kühe. Dann folgt der Alexanderfelder — (17), Franker (21).

Die Zahl der Schweine hat sich am auffallendsten verändert. Die Schweinezucht hat doch früher, trotzdem das Gebiet keine Schweine auf den Markt gestellt hat, eine wichtige Rolle in der Wirtschaft gespielt, da die Schweine die Familie mit Fleisch, Fett und Wurst versorgt haben.

Wir bringen eine Tabelle der vorhandenen Schweine im Laufe der letzten Jahre:

Jahre	Zahl der Schweine
1917	86.603
1919	110.046
1920	78.999
1921 15 V	28.147
1921 15 VIII	4.748
1922 1 I	7.895
1922 1 VIII	8.505

Die Saatfläche des Gebiets hat sich in den letzten Jahren mit den Veränderungen in der wirtschaftlichen Lage des Gebietes auch verändert.

T a b e l l e

der Saatfläche des Gebietes der Wolgadeutschen (vor der Abrundung).

Kul- turen Jahr- gänge	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Hirse	Par- toffeln	Sonnen- blumen	Vein- dotter	Mais	In allem
1917	141,501	346,480	12,538	32,205	1,895	5,650	8,250	?	1,804	550,323
1919	195,019	379,650	5,916	27,569	475	?	19,322	?	1,166	629,117
1920	158,829	346,524	6,842	2,764	3,004	9,031	9,157	2,268	1,458	564,974
1921	135,350	300,292	1,252	2,680	13,625	2,433	11,706	3,431	1,754	202,526
1922	119,452	150,000								

Die Weizenausfaat im Frühjahr 1922 ist nicht genau festgestellt, sie kann aber nicht weniger als 150.000 Dessjatinen sein. Die verhältnismäßig große Saatfläche von 1922 war nur dank der reichlichen Unterstützung mit Herbst- und Sommerfamen von seiten der Sowetsregierung möglich. Die wirtschaftliche Bedeutung der Saatflächen der Jahre 1920 und 1921 wird erst dann klar, wenn wir neben ihnen die Tabelle der mittleren Ernten des Gebietes in den Jahren 1920 und 1921 nehmen.

Mittlere Ernte in Pud von der Dessjatine.

Jahre	Kulturen				
	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Hirse
1920	3,4	5,52	5,3	8,6	1,75
1921	2,46	1,6	3,33	5,0	7,98

Für das Vieh, das heute noch vorhanden ist, hat das Gebiet im ganzen genügend totes Inventar. Laut statistischen Aufnahmen vom Herbst 1920 waren vorhanden: 37,947 Pflüge, 61,338 Eggen, 1597 Sämaschinen, nicht weniger als 25,000 Mähmaschinen und dementsprechendes kleineres Inventar. Selbstverständlich ist mit der Zeit das Inventar weniger geworden, abgenützt. Besonders viel haben die Jahre 1921—22 weggenommen. In diesen zwei Jahren ist ein großer Teil des Inventars für Brot verhandelt und aus dem Gebiet weggefahren worden. Wir haben noch keine Daten über das weggefahrne Inventar, sowie auch über das heute noch vorhandene, aber eins ist sicher, dem Bauern fehlt es an Arbeitskraft, und die Pferde, die im Gebiet sind und in nächster Zeit antommen können, werden ihn mit Inventar genügend versorgen. Selbstverständlich, ist in vielen Wirtschaften kein Pferd und auch kein Pflug zu finden. Dafür hat man Wirtschaften, wo die Pflüge liegen und auf die Pferde warten.

Im Gebiet wird hauptsächlich Weizen — türkischer und russischer, — Roggen, Gerste und Hafer gebaut.

In den Jahren 1917—20 haben sich die Früchte der Bauernwirtschaften durchschnittlich im ganzen Gebiet so eingeteilt: Weizen — 61⁰/₁₀₀, Roggen — 28⁰/₁₀₀, Gerste — 5⁰/₁₀₀, Hafer — 1¹/₂⁰/₁₀₀, Kartoffeln 1¹/₂⁰/₁₀₀, verschiedene andere Kulturen — 3,1⁰/₁₀₀.

Für die letzten Jahre vor der Revolution könnte man durchschnittlich rechnen, daß ³/₄ der gesamten Aussaat auf Weizen entfällt. Dieser Weizen, hauptsächlich türkischer, ist außerhalb des Gebietes verkauft worden und war die wichtigste Einnahmequelle unserer Bauern. Der türkische Weizen des Gebietes, sowie derselbe aus der Wolgagegend überhaupt, war der beste Weizen auf dem Weltmarkt, und die Ernte in der Wolgagegend hat sehr auf die Getreidepreise der Weltbörse — London, Amsterdam — gewirkt.

Unsere Bauern haben nicht nur für sich, für die Familie ausgefät. Die Landwirtschaft war so eingerichtet, daß das meiste Getreide zum Verkauf bestimmt war. Die großen Landflächen der Steppe haben dazu die Möglichkeit gegeben. Das Gebiet der Wolgabeutschen allein konnte früher (je nach der Ernte) bei normalem Vieh- und Inventarbestand von 12—20 Millionen Pud Getreide verkaufen. Das Gouvernement Samara hat in den letzten Jahren vor der Revolution 90—100 Millionen Pud Getreide auf den Markt gestellt. Kartoffeln, Sonnenblumen, Hirse u. a. hat man nur für eigenen Bedarf gepflanzt und so wenig, daß das Gebiet im ganzen mit diesen Früchten nicht versorgt wurde. Kartoffeln, Del und Hirse hat man fast jedes Jahr noch außer dem Gebiet eingekauft. Die Bauern hielten es für vorteilhafter, ihre Kraft und ihr Kapital für Weizen, Roggen zu verwenden. Die Einnahmen davon gaben die Möglichkeit, alles Nötige auf dem Markt einzukaufen.

Bis zu den letzten Jahren herrschte bei uns ein extensives System der Landwirtschaft, das ist so ein System, bei welchem der Bauer bestrebt ist, mehr Land einzufäen und bei welchem die Güte der Bearbeitung des Landes nicht in Betracht kommt. Bei diesem System, das dort herrscht, wo überhaupt viel freies Land vorhanden ist, ist der Bauer nicht gezwungen von einer beschränkten Fläche so viel wie möglich ist, herauszubekommen, man sucht einfach viel zu adern. Der Güte des Landes nach könnte man bei besserer Bearbeitung als bei uns, statt 50—80 Pud Getreide, 150—200 Pud ernten, aber so lange das Land noch frei ist, bleiben die Leute beim alten System. Daher rührt die Erscheinung, daß viele Dörfer und einzelne Wirte nicht bei ihrem Land in der Gemeinde bleiben. Sie suchen freies Kronland, Privatland in Pacht zu nehmen. Und die 12—20 Millionen Pud Getreide, die früher unser Gebiet verkauft hat, sind nicht nur von Gemeindefländereien geerntet worden. Die Kronländereien, „Utschaften“, welche die Dörfer in Pacht hatten, haben auch manche Millionen Pud beigetragen.

Nach der Revolution 1905 gab es auf Grund des Erlasses vom 6. Juni 1906 in der Landwirtschaft des Gebietes große Veränderungen. In dieser Zeit herrschte im Gebiet Gemeindebesitz. In den Gemeinden war das Land auf die männlichen Seelen verteilt. Meistens auf 12 Jahre. Nach 12 Jahren wurde das Land wieder umgeteilt. Ein bestimmtes System der Einteilung des Landes in Nutzfelder hatte man nicht. Fast überall herrschte das Vierfelder-system. Dabei war nur bestimmt, wie viel Felder bearbeitet werden konnten, wie viel und welche brach liegen mußten. Was und wie auf dem nicht ruhenden Feld eingesät wurde, war dem Wirt selbst überlassen. Das Ruhen war sehr wichtig, da das Land unbarmherzig ausgebeutet wurde und von einer Dürgung oder regelrechtem Fruchtwechsel keine Rede war.

Saut Erlaß vom 6. Juni 1906 konnte Einzelbesitz auf Grund des Privateigentums auf das Land der einzelnen Familien eingeführt werden. Diese Möglichkeit haben viele Dörfer ausgenützt — beinahe drei Viertel aller Dörfer des Gebietes. Die Landreform hatte in dem Sinn eine große Bedeutung für die Dörfer, daß sie jedem Bauern auf seinem Lande vollständige wirtschaftliche Freiheit gestattete. Der Bauer konnte sich auf seinem Lande nach seinem Willen einrichten, brauchte nicht mehr 5—10—20—30 Werst weit zum Eggen, Ackern und Mähen zu fahren, konnte sich das Land in beliebige Felder einteilen usw.

Das alles war bei Gemeindebesitz unmöglich. Der Gemeindebesitz war wirtschaftlich abgestorben und, als seine Fesseln beseitigt waren, suchte sich die Wirtschaft neue Wege. Es ist eine Tatsache, daß viele Dörfer nach 5—10 Jahren des Einzelbesitzes nicht zu erkennen waren. Das Vieh hatte sich verbessert, vermehrt, der Ernteertrag war gestiegen, die Felder bekamen ein anderes Aussehen, hie und da konnte man schon Wielsfeldersystem mit bestimmtem Fruchtwechsel finden, das Reffmähen war fast verschwunden, Mähmaschinen, Selbstbinder konnte man überall sehen. Die Ausreißsteine wurden auch weniger und durch Dreschmaschinen, öfters mit Motorbetrieb, ersetzt. Zum Jahre 1917 hatte man im Gebiet 7 Traktoren. In den russischen Wirtschaftsverhältnissen bedeuteten 7 Traktoren in einem so kleinen Gebiet, wie das deutsche, einen großen kulturellen Fortschritt. Der Einzelbesitz gab vielen Wirtschaften die Möglichkeit, Verbesserungen in der Wirtschaft einzuführen. Unter anderem ist das Grassäen besonders hervorzuheben.

Der Einzelbesitz allein hätte doch nichts Neues ins Leben gebracht. Wichtig war nicht der Einzelbesitz als solcher, sondern die allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Erscheinungen, die die Epoche zwischen der Revolution 1905 und 1917 kennzeichneten. Die Revolution hat neue Kräfte entseffelt und diese Kräfte — soziale, wirtschaftliche und kulturelle — haben dem Leben im Ganzen einen starken Anstoß vorwärts gegeben.

Die Revolution von 1917, deren Vorklang 1905 war, hat viel tiefer ins Leben gegriffen, hat vieles umgestoßen, vieles ins Leben gerufen und wird bestimmt größere Bedeutung für die gesamte Bauernwirtschaft haben, als die Revolution von 1905. Wir leben aber heute noch in der Revolutionsperiode, und es ist vorläufig unmöglich festzustellen, welche ihrer Wirkungen auf die Bauernwirtschaft am standhaftesten sein werden. Die Bauernwirtschaft, die die schweren Kriegs- und Revolutionsjahre durchgemacht, nachdem sie schrecklichste Hungersnot erlitten hat, hat sich noch nicht von den Folgen der jüngst erlebten Ereignisse befreit. Die Wirtschaft ist in der ersten Periode der Hebung. Die positiven Folgen der Revolution haben sich noch nicht gänzlich ausgestaltet.

Es ist zu hoffen, daß die Bauernwirtschaft nicht nur auf die frühere Höhe kommt, sondern daß sie mit Riesenschritten weiter gehen wird. Es ist doch eine Tatsache, daß das Dorf heute ein neues Bild darstellt — und wenn die Revolution Neues ins Leben gebracht hat, so sind das nicht nur die neuen Gesetze und neuen Verwaltungsorgane; das sind vor allem die neuen Bestrebungen der Bevölkerung, das ist der Wille zum Leben und Aufbauen, der Drang nach neuen Wirtschaftsformen, nach besserem, vernünftigerem Ausnützen der Menschen- und Viehkraft, die Sehnsucht nach Kultur. Es ist keine Kleinigkeit, daß wir heute im Gebiet beinahe 200 landwirtschaftliche Kooperative haben. Vor der Revolution waren die Kooperative eine Seltenheit. Und nicht nur der Pferde wegen, die man vielleicht durch eine Genossenschaft einkaufen kann, schließen sich die Leute zusammen. Hier haben wir vielleicht eine der wichtigsten Errungenschaften der Revolution im Bauernleben — das Bestreben durch gemeinsame Arbeit neue Formen einer kulturell höheren Wirtschaftsweise zu schaffen.

Wir haben oben schon erwähnt, daß die größte Rolle in unserer Landwirtschaft 4 Getreidearten — Weizen, Roggen, Hafer und Gerste spielen. Die anderen Früchte werden nur zum häuslichen Bedarf gebaut. Doch muß bemerkt werden, daß einige Gegenden des Gebietes von der allgemeinen Regel Ausnahmen bilden. Z. B. im Rajon Galka auf der Bergseite werden verhältnismäßig viel Sonnenblumen gebaut.

Im Dorf Rosenberg und dessen Umgegend wird eine besonders gute, den hiesigen Verhältnissen angepaßte, Art Welschkorn (Mais) gebaut, die auch bekannt ist, als „Rosenberger Welschkorn“.

Eine bedeutende Rolle spielt der Tabaksbau in den Wirtschaften vom Karaman bis nach Schaffhausen. Der Tabaksbau ist wahrscheinlich gerade so alt, wie auch die Kolonien. Es werden drei Sorten von Tabak gebaut — russischer, deutscher, türkischer. Vor der Revolution ist bis 3—5000 Dessjatinen gepflanzt und bis 300,000 Pud auf dem russischen, sowie auch ausländischen (Zinnland)

Markt verkauft worden. Der geschnittene türkische Tabak kostete im Verkauf 6—8 Rub. pro Pud, deutscher Blättertabak — 2—3 Rub., russischer — 1 R. 50 K.—2 Rub. Im Jahre 1922 gab der Ernteertrag ungefähr 70—80,000 Pud Tabak.

Viehzucht, als selbständigen Zweig der Wirtschaft, gibt es nicht. Obwohl in einigen Steppenrayons viel Vieh verkauft wurde, so muß doch gesagt werden, daß in der Wirtschaft das Vieh als Arbeitsvieh gehalten wurde; nur wenn es seine Arbeitsfähigkeit verloren hatte, ist es als Fleischvieh auf den Markt gebracht worden. Im südlichen Steppenrayon gabs einzelne Wirtschaften, die hauptsächlich Schafe, in kleinerem Maßstab Hornvieh zum Verkauf zogen. Aber in der Gebietswirtschaft hat die Viehzucht keine selbständige Rolle gespielt.

Der Gartenbau, als selbständiger Zweig der Wirtschaft, hat auch keine Rolle gespielt. Nur im Solotojer Rayon, der im August 1922 ins Gebiet gefallen ist, kann man von Gartenbau, als solchem, sprechen. Leider haben wir die nötigen Daten über den Gartenbau in diesem Rayon nicht, aber sicher ist, daß dort, dank besonders günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen, eine Reihe Dörfer sich hauptsächlich mit Garten- und Gemüsebau beschäftigt. Dazu trägt noch der Mangel an zur Landwirtschaft geeignetem Land bei. In diesem Rayon hat der Gartenbau bestimmt eine glänzende Zukunft.

In den alten Grenzen des Gebietes war unter Obstgärten 1257 Dessjatinen Land mit 189,076 Obstbäumen und 20571 Beerensträuchern. Auf der Bergseite (ohne den Solotojer Rayon) waren 1948 Gärten, auf der Wiesenseite 1019. Die Obstgärten haben meistens nur ihre Wirte versorgt, für den Markt blieb nur ein Teil der Ernte an der Wolga bei Marxstadt und Kuffus und in einigen Dörfern im Franker Rayon auf der Bergseite übrig.

Also, es ist augenscheinlich, daß unser Gebiet ein Bauerngebiet darstellt. Es wäre aber ein großer Fehler zu glauben, daß die Landwirtschaft die Wirtschaft des Gebietes erschöpfe.

II. Kleinindustrie.

Die Bauernwirtschaft selbst hat neue Wirtschaftszweige ins Leben gerufen. Und zwar solche, die mit der Landwirtschaft unmittelbar verbunden sind, von ihr genährt werden und für sie arbeiten. Vor allen ist hier die Mühlenindustrie zu nennen.

Im ganzen haben wir im Gebiet 843 Mühlen, die in folgende Gruppen einzuteilen sind:

	Vor der Abrundung	Nach der Abrundung
Windmühlen	429	611
Wassermühlen	80	111
Anderer verschiedene Mühlen mit Mühlsteinen	48	64
Mühlen mit mechanischem Betrieb auf Walzen	122	157

Diese Mühlen alle zusammen können im Jahr nicht weniger als 20—22 Millionen Pud verschiedenen Getreides mahlen. Es ist klar, daß diese Produktionsfähigkeit das Bedürfnis des Gebietes weit überschreitet. Tatsächlich arbeiten unsere Mühlen auch für die außer dem Gebiet liegenden Dörfer. Trotzdem neben dem Gebiet in Saratow eine Reihe von großen Mühlen ist, hat sich die Mühlenindustrie bei uns in den letzten 20 Jahren sehr gut entwickelt, die Konkurrenz konnte diese Entwicklung nicht einstellen. Das ist dadurch zu erklären, daß es für den Bauern viel vorteilhafter ist, Mehl, statt Getreide, zu verkaufen. Die Kleie wird in der Wirtschaft fürs Vieh ausgenutzt, so daß die Mühlenindustrie den Bauern doppelten Nutzen bringt. Nicht nur in den Jahren der Revolution, schon früher, hatte man in den Dörfern überall Gruppen von „Mehlspekulanten“, die den ganzen Winter handelten und dabei immer etwas verdienen.

Jetzt ist es schon für niemand ein Geheimnis, daß der Mehlhandel ein vorteilhaftes Geschäft ist. Mit Mehlhandel beschäftigen sich landwirtschaftliche Genossenschaften, sowie auch einzelne Bauern. In Saratow, Astrachan, Nowouzensk, Alexandrow-Gai, in der Kirgisensteppe, überall auf den Märkten kann man Mehl aus dem Gebiet finden.

Ölmühlen sind im Gebiet 76 vorhanden (vor der Abrundung 70). Sie bedienen hauptsächlich die Wirtschaften des Gebietes. Früher (wie auch jetzt) wurden verhältnismäßig wenig Sonnenblumen gebaut, und die Ölmühlen haben meistens wilde Ölsamen und einen Teil Dotter zu bearbeiten. Öl wird auch auf den Markt gebracht, besonders viel im laufenden Winter, aber die Ölindustrie spielt im ganzen keine bedeutende Rolle in der Wirtschaft.

Die Mühlenindustrie bedient demnach nicht nur die Wirtschaften der einzelnen Bauern, sie hat auch eine Bedeutung als selbständige Industrie, indem sie hier an Ort und Stelle die Produkte der Bauernwirtschaft bearbeitet und auf den Markt liefert. Diese Erscheinung weist darauf hin, daß unsere Wirtschaft sich bestrebt, nicht nur Getreide zu erzeugen und es in rohem Zustand auf den Markt zu bringen. Der Sinn dieser Erscheinung liegt darin, daß dadurch der Bauer, sozusagen, zweimal erntet — auf dem Feld und in der Mühle. Es ist nicht leicht vorauszusagen, ob sich die Mühlenindustrie im weiteren noch verbreiten wird oder nicht, ob es unsere Bauern so weit bringen, daß sie nur Mehl (oder den größten Teil der Ernte an Mehl) verkaufen werden oder nicht. Es ist auch nicht leicht für die Dorfmühlen, mit den großen Stadtmühlen zu konkurrieren, aber die Vorteile, die der Bauer vom Mehlverkauf hat, schaffen schon gute Vorbedingungen für die Entwicklung der Mühlenindustrie. Und dann geben die letzten 20 Jahre auch den Beweis, daß für die Mühlenindustrie ein großes Arbeitsfeld vorhanden ist. Selbstverständlich, alle vorhandenen Mühlen wieder in Gang zu bringen wird nur dann möglich sein, wenn unsere Landwirtschaft wieder auf die nötige Höhe gebracht ist. Solange nur ein Kopf Arbeitsvieh, statt 3—4 durchschnittlich, auf die Wirtschaft da ist, können wir auch keine normale Saatfläche haben, folglich auch keine normalen Ernten. Viele Mühlen werden wahrscheinlich noch einige Jahre stehen und auf Arbeit warten müssen.

Dasselbe kann man auch von der zweiten Gruppe der Unternehmungen der Kleinindustrie sagen, die die Landwirtschaft des Gebietes mit landwirtschaftlichem Inventar zu versorgen hat. Wir sprechen von Werkstätten und Remontewerkstätten. Wir haben im Gebiet folgende Werkstätten und Remontewerkstätten: die Fabrik „Wiedergeburt“ in Marxstadt, die Gießerei „Reford“ in Kryn, und die Gießerei „Arbeiter“ in Balzer. Diese drei Werkstätten sind die bedeutendsten und ihre Arbeit ist eng mit der Landwirtschaft verbunden.

Die Fabrik „Wiedergeburt“ (gew. Schäfer) hatte in der Friedenszeit 300—400 Arbeiter, im Jahr 1913—14 hat sie gefertigt — 2045 Pflugmaschinen, 2080 Pflüge, 600 verschiedene Wagen, 50 Hirscheschäler (eigenes System), bis 40,000 Fuß Gußstücke gegossen u. a. Von 1903—1914 hat „Wiedergeburt“ beinahe 50 Mühlen verschiedener Systeme aufgebaut und außerdem hat sie sich beständig mit der Remonte landwirtschaftlichen Inventars für die Bauern beschäftigt. Die Fabrik hat die ganze Umgegend von Marxstadt bedient und viele Erzeugnisse auf den Markt geliefert. Während der Kriegszeit hat sie hauptsächlich für die Armee gearbeitet. Die Balzerer Gießereien haben auch landwirtschaftliches Inventar gefertigt, besonders aber verschiedene Gußstücke, die für die Pflugmaschinen nötig sind. Außerdem hat die Werkstätte vorm. Bauer auch Feuerspritzen gemacht. Von diesen Spritzen kann man heute noch fast in jedem Dorf finden. Die Balzerer Unternehmungen sind kleiner, als die Fabrik „Wiedergeburt“, sie waren aber auf einem sicheren Weg zur weiteren Entwicklung.

Diese drei Unternehmungen arbeiten heute unter der Leitung des Gebietesvolkswirtschaftsrates. Außer diesen arbeiten heute noch einige kleinere Remontewerkstätten — in Pokrowsk, Marxstadt, Seelmann u. a. Diese Werkstätten haben rein örtliche Bedeutung. Außerdem befinden sich noch 3 Werkstätten in Seelmann, Mariental und Marxstadt, die heute nicht arbeiten, aber bei normaler Aussaatfläche auch in Gang waren. Sie warten auf größere Aussaat und gute Ernten.

Eine besondere Bedeutung haben fürs Gebiet die Sägemühlen. Da wir fast gar keine eigenen Wälder haben, (die oben erwähnte Dessjatinenzahl 46677 Waldungen liefert hauptsächlich nur Brennholz) sind wir gezwungen Holz von der oberen Wolga zu beziehen. Das Holz kommt in Stämmen her und wird hier in Sägemühlen zu Brettern und anderen Formen bearbeitet. Sägemühlen arbeiten heute 6 — in Marxstadt, Pokrowsk, Schilling, Nischnaja-Bannowka, Lauwe und Seelmann. 8 Sägemühlen stehen ohne Arbeit. Unsere Sägemühlen und unser Holzhandel überhaupt sind in einer sehr günstigen Lage, besonders dank der Abrundung des Gebietes. Durch Pokrowsk kann nicht nur das Gebiet, sondern auch Uralst, Nowousensk, die Kirgisenrepublik (der nicht weit vom Gebiet liegende Teil) versorgt werden.

Unter größeren Unternehmungen des Gebiets möchten wir noch die Knochenfabrik in Pokrowsk und die Tabakfabrik in Marxstadt nennen.

Die Knochenfabrik verarbeitet Tierknochen, verfertigt Knochenmehl, Knochenöl und andere Gegenstände.

Die Tabakfabrik ist 1918 aufgerichtet worden. Bis 1922 hat sie hauptsächlich Zigarren und Zigaretten und geschnittenen türkischen Tabak gemacht. Sie hat auch öfters nicht gearbeitet, da es während dem Bürgerkrieg und Hunger nicht leicht war, immer die nötigen Umsatzmittel beizuschaffen. Vom Herbst 1922 verfertigte sie hauptsächlich geschnittenen russischen Tabak — Machorka. Die Produktionsfähigkeit erreicht ungefähr 40—50 Kisten Tabak, das ist 50—60 Pud pro Tag. Der Machorka steht seiner Güte nach nicht unter dem Saratower und findet guten Absatz auf dem Markt. Es ist zu erwähnen, daß vor ungefähr 50 Jahren in Wittmann (Soloturn) eine Tabakfabrik existierte, die den Wittmänner türkischen Tabak verarbeitete. Diese Fabrik hat die Kunst des Zigarrenmachens und das Schneiden des „Nudeltabaks“ hinterlassen.

Außer diesen Unternehmungen, hat man im Gebiet 5 elektrische Stationen, die Marxstadt, Pokrowsk, Balzer, Seelmann und Prasnj-Kut mit elektrischem Licht versorgen.

Ledergerbereien sind 16 vorhanden, mit 150 Bottichen, ihre Produktionsfähigkeit erreicht 80,000 Häute im Jahr, von diesen Gerbereien sind 12 im Balzerer Rayon.

Im ganzen haben wir im Gebiet unter der Leitung des Volkswirtschaftsrates 18 arbeitende Erzeugungsunternehmungen. Das ist außer den Mühlen und der Sarpinkaindustrie. 25 Unternehmungen: Sägemühlen, Ledergerbereien, Ziegelbrennereien und andere arbeiten aus verschiedenen Gründen nicht.

Damit wären die Unternehmungen der Kleinindustrie erschöpft.

III. Hausindustrie.

Die Sarpinkaindustrie ist keine reine Hausindustrie. Sie hat sich in letzter Zeit so weit entwickelt, daß schon rein kapitalistische Unternehmungen gegründet wurden, die sich die Arbeitskraft nicht aus der Mitte der Bauernschaft suchten, sondern das sich in den Dörfern gebildete Proletariat ausnützten. Aber doch sind auch heute noch die größte Masse der Weber — Bauern, die im Winter am Webstuhl sitzen und im Sommer im Feld arbeiten. Deswegen glauben wir keinen Fehler zu machen, wenn wir die Sarpinka-Industrie zur Gruppe der Hausindustrie rechnen werden. Die Sarpinkaindustrie, oder richtiger, die Webekunst, haben unsere Voreltern aus ihrer alten Heimat mitgebracht. Die Sarpinkaweberei ist zuerst in Sarepta (daher der Name) getrieben worden. Schon im 18. Jahrhundert, in den ersten Jahren des Bestehens der Kolonien, hat sie sich in den Dörfern des Balzerer Rayons verbreitet. In den ersten Jahrzehnten konnte die Sarpinkaweberei keinen festen Fuß fassen, da einerseits in den Kolonien das nötige Umsatzkapital fehlte, die Verbindung mit dem Markt, — dem örtlichen, sowie auch dem fernen, — sehr schwach war; andererseits, da auch die Konkurrenz auf dem Markt manches Mal einen Strich durch die Rechnung der Unternehmung machte.

Nur ungefähr um 1850 kommt die Sarpinkaweberei auf sichere Wege und entwickelt sich dann ziemlich normal in den Dörfern Krim, Messer, Dönhof, Guck, Morka, Balzer u. a. Die Organisation der Weberei ist im wesentlichen heute noch so, wie auch früher, eingerichtet: die Unternehmer verteilen das gefärbte Garn in Zetteln an die Weber. Die Weber arbeiten zu Hause und bringen den fertigen Sarpinka an die Unternehmer zurück, so daß ein Verteilungskontor, in dem 5—7 Mann das Garn gefärbt und aufgezettelt haben, einige hundert Weber bedienen kann.

Die Weber bekommen für ihre Arbeit eine bestimmte Summe Geldes für die Arschin fertigen Stoffes. 1866 hatte man 69 Unternehmungen mit ungefähr 6000 Webstühlen, die bis 30.000 Pud Garn zu Sarpinka, im Werte von 1.156.000 Rub., verarbeiteten. In den 90-er Jahren haben bis 7000 Webstühle gearbeitet und bis 12.000.000 Arschin Sarpinka verfertigt. Zu jener Zeit haben die Weber 3—4 Kopfen für die Arschin Sarpinka bekommen und von 11 bis 15 Arschin an einem Arbeitstage verfertigt.

Von 1898 an hat sich die Sarpinkaweberei auch in den nächstliegenden russischen Dörfern verbreitet und zwar so, daß 1901 schon ungefähr 800 Stühle im Solotojer Rayon gearbeitet haben. Es ist interessant zu bemerken, daß die Unternehmer von jeher schon bis ungefähr zum Anfang des

tausenden Jahrhunderts einen bedeutenden Teil vom nötigen Garn aus dem Auslande bezogen haben. Die Webekunst ist nicht nur auf der Bergseite bekannt.

Die Kolonisten, die die Steppendörfer in der 60-ger Jahren des vorigen Jahrhunderts anlegten, haben auch die Webekunst mit sich genommen. In der Steppe, hauptsächlich am Jeruslan, ist weit nicht so viel gewebt worden, wie auf der Bergseite, aber doch hat die Weberei im gewesenen Nowousensker Bezirk, unter den anderen Zweigen der Hausindustrie, keine kleine Rolle gespielt. Ueberhaupt ist auf der Wiesenseite, dank dem, daß die Bauern besser mit Land versorgt sind, die Hausindustrie nicht so verbreitet, wie auf der Bergseite.

Vor 1899 war die Sarpinkaweberei am Jeruslan in den Händen der Privatunternehmer. Von diesem Jahr an nimmt die Nowousensker Landschaft regen Anteil an der Sarpinkaweberei, organisiert einige Webschulen, eine Genossenschaft der Weber (1902) und von 1907, da die Genossenschaft infolge der Mißernten die Arbeit nicht mehr selbständig führen konnte, übernahm sie selbst die Weberei und organisierte in Friedensfeld ein Verteilungskontor, eine Färberei und eine Schule. Die Weberei hat festen Fuß gefaßt. Im Jahr 1912 ist durch die Weberei ungefähr 250.000 Arschin Sarpinka gefertigt worden. Die Sarpinkaweberei existierte bis 1921, bis zu den Aufständen.

Zum Jahr 1918 hatten wir im Gebiet in 48 Dörfern ungefähr 30.000 Webstühle, 104 Verteilungskontore (70 davon in Balzer), 23 Färbereien, 1 Appreturfabrik, 2 Webereien — eine mit mechanischem, die andere mit elektrischem Betrieb.

Nach der Oktoberrevolution sind die größten Sarpinkaunternehmungen nationalisiert worden und sind heute unter der Leitung des Volkswirtschaftsrates unter der Verwaltung für die Textilindustrie des Gebietes vereinigt.

Die Textilabteilung befindet sich in Balzer, im Zentrum der Textilindustrie. Sie hat in ihrer Leitung 5 Unternehmungen. 9 Unternehmungen sind Privatunternehmern in Pacht abgegeben und 5 stehen ohne Arbeit. Außerdem hat man heute im Balzerer Rayon ungefähr 20 Privatunternehmungen. Für die Unternehmungen der Textilabteilung arbeiteten durchschnittlich im Monat von 1. Januar bis 1. August 1922 — 1320 Webstühle. In den Unternehmungen selbst bestand das Dienstpersonal aus 98 Menschen.

In der Zeit vom 1. Januar bis 1. August 1922 ist gefertigt worden — in den Unternehmungen der Textilabteilung — 2,567,457 Arschin, in den Unternehmungen, die in Pacht abgegeben sind, — 2,101,017 Arschin, in allem — 4,664,474 Arschin. Garn ist durch die Textilabteilung — 15,630 Pud, durch die Privatunternehmungen — 10,012 Pud, in allem 25.642 Pud verarbeitet worden.

Heutzutage werden im Gebiet Stoffe aus Baumwollgarn gefertigt und nur Sarpinka und Kleiderstoff. Vor der Revolution hat man schon angefangen auch Wolle zu verarbeiten. Die Unternehmer setzten große Hoffnung auf die Entwicklung der Wollweberei und trieben Vorbereitungen zu der Erweiterung der Weberei überhaupt. Schon während dem Weltkrieg hat man im Balzerer Rayon angefangen Flanell zu fertigen. Die Ereignisse der letzten Jahre haben die Entwicklung der Textilindustrie sehr eingeschränkt. Jetzt ist sie wieder im Steigen. Wir haben genügend Gründe zu hoffen, daß sie nicht nur die frühere Höhe erreichen, sondern noch weiter schreiten wird, um ein wichtiger Zweig der Volkswirtschaft des Gebietes zu werden.

Nach der Sarpinkaindustrie hat die größte Bedeutung der Puzmaschinenbau. Diese Kunst haben unsere Voreltern auch aus der alten Heimat mitgebracht und reichlich hier gepflegt. Die Puzmaschinen werden von den Meistern von entweder selbst eingekauftem Material oder von stärkeren Unternehmern erhaltenem zu Hause gemacht.

Von der Verbreitung des Puzmaschinenbaues sprechen die Ziffern der gefertigten Maschinen. Vor dem Krieg hat man hauptsächlich aus den Dörfern der Bergseite bis 30—40,000 Stück verkauft. Die Maschinen sind nach Sibirien, Turkestan, Bessarabien u. a. gegangen. Jetzt werden sehr wenig gebaut — 1—2000 im Jahr, da, wie der hiesige Bauer, so auch überhaupt die Bauernwirtschaften im Reich, ihrer Kaufsfähigkeit und Ausaatfläche nach, fast kein neues Inventar kaufen können. Die Meister sind vorhanden und Puzmaschinen, werden auch wieder gemacht, je schneller die Bauernwirtschaften wieder fest auf die Beine kommen.

Außer den Puzmaschinen sind ziemlich viel verschiedene Hausmöbel in den Dörfern bei Balzer gefertigt und hauptsächlich auf dem Saratower Markt verkauft worden. Die Anfertigung der Webstühle, Spulen, Schiffchen usw. hat auch manchem Tischler das tägliche Brot gegeben.

Eine sehr große Bedeutung hat die Korbflechterei in den Dörfern Mordowoje, Achmat, Neu-Kolonie, Preis, Hölzel. Die Dörfer auf der Bergseite haben hauptsächlich grobe Körbe zur Verpackung von Früchten, Gemüse und Beeren für die Gärten der unteren Wolga, gefertigt.

Nur in den letzten Jahren sind die Korbflechter zu feinerer Arbeit übergegangen, da die Körbe für Früchte, sowie auch verschiedenartige Körbe zum Fischefang keinen Absatz mehr finden, und arbeiten jetzt auch Reiskörbe, Möbel usw. Im letzten Winter hat man mit Hilfe des Zentrums eine Schule der feineren Flechtereie in Mordowoje eingerichtet. In einigen Dörfern auf der Wiesen- seite existiert die Flechtereie schon lange Jahre. Es sind Körbe, Reiskörbe usw. gemacht worden. In Friedenszeiten hat das jetzige Gebiet einige Millionen verschiedener Körbe auf den Markt geliefert. Die genauen Daten fehlen uns.

In den Dörfern von Marxstadt bis nach Schaffhausen ist noch eine Art der Hausindustrie sehr verbreitet — das ist die Strohflechterei. Aus Kornstrohhalmern werden Hüte, Marktkörbchen u. a. gemacht. Ganze Familien beschäftigen sich damit während den langen Winterabenden. Die Flechtereie gab einen sehr kleinen Verdienst, aber doch mehr, als garnichts. Einige Millionen Hüte und Körb- chen, Millionen Arschin von Strohgeflecht sind aus den Dörfern auf den Markt gebracht worden. Die Orlowstojer Hüte und Strohgeflechte kamen bis nach Warschau, Kostom.

Noch einige Zweige der Hausindustrie hat das Gebiet: Töpferei (Kuffus), Spinnräderbau (Müller, Moor), Schlittenbau (Galta, Stefan u. a.), Kragen (Balzer). Besonders ist die Wagnerei hervorzuheben, weil sie nicht, so wie vorhergenannte Zweige der Hausindustrie, nur örtliche Bedeu- tung hat.

Eins möchten wir noch erwähnen — die deutschen Pfeifen. Die Bergseite und einige Dörfer der Wiesen- seite haben früher das ganze Gebiet mit schönen Pfeifen verschiedenster Formen (an die 15 Sorten) versorgt. Die Pfeife im — Mund war nicht vergebens das Kennzeichen eines Kolonisten.

IV. Handel.

Die Handelstätigkeit des Gebietes besteht hauptsächlich aus dem Verkauf der eigenen Produkte und Einkauf der Gegenstände, die für die Wirtschaft nötig sind, so daß sich der Handel eigentlich mit den Grenzen des Gebietes beschränkt. Es sind keine Märkte oder ein großes Handelszentrum, die eine Bedeutung außerhalb des Gebietes haben, vorhanden. Vielleicht müßte hier der Holzhandel ausgeschlossen werden, da er eine Bedeutung auch für die Gegenden östlich und südöstlich vom Gebiet gelegen, hat. Die Hauptpunkte des Getreideverkaufs waren (und bleiben auch für die Zukunft) Marxstadt, Pokrowsk, Seelmann, Krasnij Kut, Mordowoje, Nischnaja-Dobrinka.

Wie oben erwähnt, hat das Gebiet vor der Revolution von 12 bis 20 Millionen Pud Getreide verkauft. Wir machen wahrscheinlich keinen Fehler, wenn wir zulassen, daß im Jahr 1922—23 nicht mehr als 1 Million Pud verschiedener Getreidearten aus dem Gebiet ausgeführt worden ist. Selbst- verständlich, wird bei besseren Ernten und größeren Saatflächen die Ausfuhr steigen und in nächster Zukunft erreichen wir wahrscheinlich wieder die Ziffer der Ausfuhr von 10—12 Millionen Pud.

Handelsunternehmungen hatte man im Gebiet nicht weniger als 1500. In jedem Dorf war wenigstens ein Händler, in größeren Dörfern 2—3 vorhanden. In den größten Handelszentren: Seelmann, Marxstadt, Balzer, Pokrowsk, Krasnij Kut, gab es große Märkte, auf denen auch weit- liegende Dörfer ihre Einkäufe gemacht haben. In 15 Dörfern gabs ein- oder zweimal im Jahr Jahrmärkte, die eine größere Bedeutung für den umliegenden Rayon, als die beständigen Wochenmärkte der größeren Punkte, hatten.

Im Gebiet waren 15 Abteilungen verschiedener Banken, die zusammen im Jahr nicht weniger als 50—60 Millionen Goldrubel Umsatz machten. Die Banken haben mit Handelsfirmen, Erzeugungsunternehmungen und Bauernwirtschaften gearbeitet.

Fast alle Handelsunternehmungen haben Privatbesitzern gehört. Erst nach der ersten Revo- lution, im Jahr 1907 ist in Gnadentau die erste Konsumgenossenschaft des Gebietes entstanden. Im nächsten Jahr hat sich die Marientaler gebildet. Die Konsumgenossenschaften haben sich sehr langsam entwickelt, und zur Zeit der Revolution 1917 hatten wir nur 40 im ganzen Gebiet. Außerdem hatten wir auch zu dieser Zeit schon einige Kreditgenossenschaften, die in verschiedenen Ortschaften des Ge- bietes arbeiteten. Für den Handelsumsatz des Gebietes haben die Genossenschaften keine große Be- deutung gehabt. Sie haben aber den Boden für das Aufblühen des Genossenschaftswesens vorbereitet.

Das gegenwärtige Bild des Handels hat sich ganz anders gestaltet. Die Revolution hat den Privathandel beseitigt und überall Kooperative eingeführt. Die neue ökonomische Politik hat wieder den freien Handel ins Leben gerufen, aber die Kooperative haben sich auch während der letzten Jahre gefestigt. Jetzt sind sie die größten Händler im Gebiet. Wir haben heute 120 arbeitende Konsumgenossenschaften, die ungefähr 200 Dörfer (von 302) des Gebietes bedienen. Die Genossenschaften sind in einem Gebietsverband vereinigt. Aber nicht nur die Genossenschaften handeln im Gebiet. Wir haben heute nicht weniger als 1000 Privathändler in allen Dörfern. Dabei sind aber nicht weniger als $\frac{1}{4}$ von ihnen, die ganz kleine Umsätze machen. Viele haben nur kleine Tischchen zum Handel auf dem Markt.

Der größte Teil der Privathändler handelt auf den Märkten in den Städten. In den Dörfern hat man ihrer sehr wenig, denn die Genossenschaften verdrängen sie. Die Konsumgenossenschaften sind noch nicht imstande, die Bevölkerung vollständig zu bedienen, aber sie festigen sich, ihr Kapital und ihre Umsätze vergrößern sich und sie können einen erfolgreichen Kampf mit dem Privathandel führen.

Die Umsätze der Handelsorganisationen sind nicht mit denen aus den früheren Zeiten zu vergleichen. Sie erreichen vielleicht durchschnittlich nur den 15. bis 20. Teil derselben.

Es muß erwähnt werden, daß früher, wie auch jetzt, eine besondere Bedeutung für den Handel des Gebietes die Stadt Saratow hatte. Das ist das größte Handelszentrum an der mittleren und unteren Wolga und liegt an dem rechten Ufer der Wolga neben dem Gebiet.

Ob Saratow auch späterhin, wenn die Wirtschaft des Gebietes wieder aufgebaut ist und ins Blühen kommt, seine Rolle beibehält, ist fraglich, denn unsere Gebietsorganisationen werden sorgen näher zu den allrussischen Handelszentren zu kommen. Aber solange die Gebietsorganisationen, die die verschiedenen Wirtschaftszweige des Gebietes leiten, die nötigen Umsatzkapitalien nicht eingesammelt haben, werden sie doch an Saratow gebunden bleiben, einfach aus dem Grunde, weil Saratow wirtschaftlich stärker, als das Gebiet, ist.

Bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage des Gebietes dürfen wir den Weltkrieg, den Bürgerkrieg und die Hungerjahre 1921—22 nicht außer Acht lassen.

Der Weltkrieg war der erste harte Schlag für die Wirtschaft des Gebietes. Außer den allgemeinen Folgen des Krieges, hat das Gebiet, (richtiger gesagt, die deutschen Dörfer, denn das Gebiet, als eine Einheit, ist erst 1918 zustande gekommen) noch dadurch gelitten, daß es ein deutsches Gebiet war. Das Gesetz vom 2. Februar 1917 (noch von der Zeit der zarischen Regierung) wollte alle deutschen Kolonisten aus ihrer Heimat verjagen. Die Revolution hat die Dörfer gerettet. Aber die Verfolgungen der Deutschen haben schon früher angefangen, wenn dies auch äußerlich nicht so groß ins Auge gefallen ist, so hatten sie wirtschaftlich eine große Bedeutung.

Die Requisitionen des Getreides in den deutschen Dörfern geschah zu Preisen, die weit unter den Marktpreisen standen und ihre wirtschaftlichen Folgen sind noch nicht genügend abgeschätzt. Wir weisen darauf hin, weil in den deutschen Dörfern viel mehr Getreide requiriert worden ist, wie in den umliegenden russischen.

Dann kam die Revolution. Es wäre doch lächerlich zu verlangen, eine Revolution, die das ganze wirtschaftliche, soziale, politische Leben umgestalten soll, ohne „zerbrochene Scheiben“ durchzuführen. Der Bürgerkrieg hat vieles zerstört, die Sowetmacht hat vieles im Kampf für ihr Bestehen zum Opfer gebracht. Der Banditismus, als Nachklang des Bürgerkrieges, hat auch ein manches weggerissen. Dann kamen die Hungerjahre 1921—22. Der Hunger war unbarmherzig und hat eine reiche Ernte von Menschen- und Wirtschaftsleichen eingeerntet.

Die heutige Wirtschaft des Gebietes ist eigentlich nur ein Teil der normalen Wirtschaft. Wenn wir sie als normal annehmen würden, bekämen wir eine falsche Vorstellung vom Gebiet im ganzen. Deswegen waren wir gezwungen, bei unserer Beschreibung öfter von der Vergangenheit, als von der Gegenwart, zu sprechen. Aber die Gegenwart ist gar nicht so traurig, wie manches Mal die Ziffern scheinen. Der Niedergang der Wirtschaft ist eingestellt. Die Wirtschaft ist auf dem Weg zur Hebung, sie ist schon im Heben. Das Gebiet entfaltet eine riesenhafte Aufbauungsarbeit. Die Saatterfläche, der Viehbestand vergrößern sich. Die Bevölkerung organisiert landwirtschaftliche und Konsum-

genossenschaften, die Werkstätten und Fabriken vergrößern ihre Produktion, das Gebietsvollzugskomitee wendet alle Kräfte an, um das Vorwärtsgen schneller und sicherer zu bewerkstelligen.

Am 10. März dieses Jahres ist eine Gebietsbank eröffnet worden mit einem Grundkapital von 300.000 Goldrubeln. Diese „Deutsche Wolgabank“ hat bestimmte Aufgaben, Kapitalien einzusammeln und hauptsächlich den Bauernwirtschaften des Gebietes zu helfen. Die Bank soll zum Zentrum der wirtschaftlichen Arbeit des Gebietes werden. Wenn sie die nötige Unterstützung und das Vertrauen der Bevölkerung erwirbt, wird sie in der nächsten Zukunft schon eine bedeutende Rolle spielen können. Man gedenkt, nicht nur hier im Gebiet Mittel zu suchen; die Bank verläßt sich auch auf die Hilfe aller Freunde des Gebietes, die in der fernen Welt verstreut sind.

Das Gebiet ist ganz jung, es hat sich während der Revolution gebildet, es hat die Revolution mitgemacht und das hat seine Lage einerseits erschwert, andererseits ist die Autonomie des Gebietes aber auch eine Errungenschaft, die nur die Oktoberrevolution bringen konnte. Die wirtschaftlichen Verbindungen innerhalb des Gebietes, die früher künstlich erschwert waren, da das Gebiet zu drei Bezirken in zwei Gouvernements gehörte, haben sich vertieft; die Vertiefung derselben gibt den Gebietsorganisationen große Möglichkeiten, die Lage der Wirtschaft zu erleichtern und das Gebiet zu einem schnellen **Aufblühen** zu bringen.

Zum Schluß noch ein kurzer Ueberblick über die gesamte Wirtschaft.

Das Gebiet ist ein Bauerngebiet, wird ein Bauerngebiet bleiben. Aber neben der Bauerei haben wir eine, zwar kleine, Industrie, die aus den Wäldern der Bauernwirtschaft herausgewachsen ist, aber sich zu einem selbständigen Zweig der Wirtschaft entwickelt hat. Einige Zweige der Hausindustrie sind auch auf dem Wege der Entwicklung zur Fabriksindustrie — wir denken an die Sarpinkaweberei und an den Putzmaschinenbau.

Zu diesen Behauptungen berechtigt uns folgendes: die Kleinindustrie arbeitet nicht nur für den Markt des Gebietes, also ist sie teilweise unabhängig vom Gebiet. Dasselbe kann man von einigen Zweigen der Hausindustrie sagen. Dann haben wir solche Industriezweige, die nicht die hiesigen Rohstoffe verarbeiten, sondern sich die Stoffe außerhalb des Gebietes suchen und sie hier verarbeiten. Das ist — Eisen, Holz, Baumwollgarn. Diese Erscheinung weist schon darauf hin, daß einige Zweige unserer Wirtschaft sich von der örtlichen Landwirtschaft losgelöst und sich selbständige Wege gesucht haben.

Die Industrie stand vor der Revolution immer noch in der ersten Periode der Entwicklung. Die letzten Jahre haben die Weiterentwicklung zeitweilig eingestellt. Aber die allgemeinen Bedingungen für die Entwicklung der Industrie sind jetzt günstiger als früher und wir glauben, daß in der Zukunft unser Gebiet nicht nur die Landwirtschaft fördern, sondern auch eine Fabriksindustrie ins Leben rufen wird. Dafür spricht die Vergangenheit und die gegenwärtige Lage des Gebietes.

Bei unserer Arbeit haben wir folgende Schriften ausgenützt:

1. Abrechnung der ökonomischen Beratung des Gebietes 1922 (russisch).
2. Peter Schlegel. Die Lage der Landwirtschaft zum 1. Januar 1922 (russisch).
3. S. Rappes. Verschiedene Artikel und Diagramme über die Wirtschaft in der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ für 1922 und 1923.
4. S. Lobes. Gartenbau im Gebiet. „Unsere Wirtschaft“ 1922.
5. Vorläufige Ergebnisse der allrussischen demogr.-profess. Zählung in den bewohnten Ortschaften des Gebietes der Wolgadeutschen 1921. Margstadt.
6. B. Stepanow. Der Saratower Sarpinka. 1920.
7. A. Henning. Der Handel im Gebiet der Wolgadeutschen (russisch, nicht gedruckter Artikel).
8. Unsere ökonomische Lage. Sammelwerk. Margstadt 1922.
9. Die Abrechnung der Textilabteilung des B.-W.-R. 1922.
10. Verschiedenes offizielles und inoffizielles Material.





Ein kurzer historischer Bericht über den Zustand der Volksaufklärung im Gebiete der Wolgadeutschen.

Von Johannes Müller.

1.

Über den Schulzustand in den Kolonien seit der Gründung derselben bis zur Oktoberrevolution.

Die deutsche Kolonistenschule, in dem Zustande, wie sie in diesem Abschnitte kurz beschrieben wird, wurde in die Kolonien von den deutschen Übersiedlern übertragen.

Die Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga berichtet, daß, gleichzeitig bei dem Entstehen von deutschen Dörfern in den öden Steppen an der Wolga, anfangs der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Zentrum derselben sogleich auch Schulgebäude emporwuchsen und daß nur solche Dörfer (Kolonien) einerlei, groß oder klein, auf ihr weiteres Bestehen als dauerhaft angesehen wurden, wo ein Schulgebäude zu haben war. Solch eine Erscheinung zeigt uns deutlich darauf hin, daß das Bedürfnis nach Schulen bei den Kolonisten schon zu dieser Zeit ungeheuer groß war.

Diese deutsche Kolonistenschule bereitet hauptsächlich ihre Zöglinge zur Konfirmation vor und stellte sich sonst weiter keine Aufgaben. Ihren Unterhalt bekam sie von der Gemeinde, die infolgedessen auch ihren Einfluß durch ihre Vertreter auf dieselbe ausübte. Sogar mehr; die Schule war der Gemeinde völlig unterstellt. Als wichtiger Faktor der damaligen Kolonistenschule ist hervorzuheben, daß alle Kolonistenkinder von 7 bis 15 Jahre inklusiv als schulpflichtig erklärt waren und die Schule unbedingt zu besuchen hatten. Der Unterricht in der Schule trug ausschließlich einen religiösen Charakter und entsprach völlig den damaligen Bedürfnissen. Der Unterricht bestand im Vortragen der Religion, deutsches Lesen und Schreiben. Als Lehrer wurde gewöhnlich jemand aus ihrer Mitte angestellt, der etwas mehr bewandert in der Religion, sowie auch im Lesen und Schreiben war. Die nähere Beaufsichtigung über die Schule gehörte der Geistlichkeit.

Der Erlass anfangs des 19. Jahrhunderts, welcher der Dorfgeistlichkeit Rußlands die Leitung der Dorfschulen übergab, und die Dorfschullehrer unter ihre stetige Beaufsichtigung stellte, verbreitete sich auch auf die Geistlichkeit und Schulen der deutschen Kolonien an der Wolga. Beinahe 75 Jahre dauerte dieses unbeschränkte Regieren und Walten der Geistlichkeit auf dem Schulgebiete. Während dieser Zeit war die geistige Entwicklung der Kolonisten ausschließlich dem Einflusse ihrer Geistlichkeit unterworfen. Die Schule wurde von der Geistlichkeit gänzlich als Übergangsstufe — „von der Taufe bis zur Konfirmation“ — erklärt, mit der endgültigen Bezeichnung, daß die existierende Schule eine kirchliche Anstalt darstellt, und als solche keine andere Bestimmung hat und kein anderes Ziel verfolgen darf. Die Geistlichkeit wirkte systematisch und

einzigem jebowem Versuch entgegen, der eine Veränderung in das konfessionelle Programm der Schule hineinzubringen verfolgte. Ihr ganzes Streben war fortwährend darauf gelenkt, die Schule vor allen möglichen Einflüssen zu bewahren, besonders aber vor dem Eindringen in das Schulwesen seitens der Regierung, aus Furcht vor Russifikation.

Während dieser Zeit bestand der ganze Unterricht ausschließlich im Auswendiglernen des Katechismus, einer großen Anzahl Gebete, kirchlicher Lieder und einiger Auszüge aus der Bibel. Alle diese Gegenstände mußten von den Kindern fix und fehlerlos hergesagt werden. An die Schullehrer, die gleichzeitig die Küsterpflichten erfüllten, stellte man keine besondere Forderungen. Es war schon genügend, wenn solch ein Schullehrer Lesen und etwas Schreiben verstand, eine starke Stimme, notwendig als Küster, beherrschte, hauptsächlich aber, wenn er in der Schule als guter Dresseur aufzutreten verstand. Bei solchen Umständen und Schulverhältnissen, und dazu noch das gleichzeitige Beschäftigen mit 100, 200 und mehr Schülern in einem großen kalten Zimmer und einem Schullehrer ohne sonstige pädagogische Ausbildung, konnte von einem Schulunterrichte im Sinne geistiger Entwicklung durchaus keine Rede sein.

Die Statistik jener Zeit sagt, daß von 100 Personen, die solche Kirchenschulen besuchten, nur 5% das Schreiben und Zählen etwas erlernten. Also, bei solch einem langjährigen Schulbesuche — 8 Jahre — hatten das Glück von 100 Kolonisten nur 5, solch kärgliche Kenntnisse zu erlangen. Die deutsche Geistlichkeit, Pastoren und Pater, nahmen keine weitere Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kolonisten und brachten ihren konfessionellen Zielen alles für den Kolonisten Teure zum Opfer.

Solange die wirtschaftliche Lebensweise der Kolonisten sich noch wenig entwickelt hatte, und seine Bedürfnisse im Kreise seiner Kolonien Befriedigung fanden, solange schaute der Kolonist stillschweigend und mehr oder weniger zufrieden auf solchen Schulzustand. Als aber die Kolonisten ihre wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen außer dem Kreise ihrer Kolonien verbreiteten und häufiger in Berührung mit den umliegenden russischen Dörfern und Städten traten, verlor die Kirchenschule immer mehr die Sympathie der Kolonisten. Es ließen sich vonseiten der Kolonisten offenerzige Unzufriedenheiten hören, ebenso auch ein öfteres und energisches Verlangen um Erweiterung des Schulprogramms, welches den Lebensverhältnissen der Kolonisten entsprechen wird und Unterstellen der Schule unter ihrem Einfluß. Auf solch ein Murren und Unzufriedenheit der Kolonisten begann jetzt die Geistlichkeit Letzteren hartnäckig klarzulegen, daß sie im Irrtum sind, und daß das Programm keiner Erweiterung bedarf, ebenso auch keine Veränderung verlangt, und daß der Fehler einzig darin besteht, daß zu wenig Schulen und Lehrer vorhanden sind. Das Bedürfnis der Kolonisten aber nach einem besseren Schulunterrichte, das von Jahr zu Jahr immer zunahm, brachte es zuletzt zu öfteren Zusammenstößen mit der Geistlichkeit. Die mit den existierenden Schulordnungen unzufriedenen Kolonisten ließen entweder ihre Kinder beim Schullehrer Abendunterricht nehmen, freilich für Bezahlung, oder eröffneten ihre sogenannte Gesellschaftsschule, wo die Schulkinder, außer Religion, Lesen und Schreiben in deutscher und russischer Sprache und Zählen, noch Kenntnisse in Geographie und Historie erhielten.

Nach Einführung der Wehrpflicht in den deutschen Kolonien, im Jahre 1871, wurde die russische Sprache in den Gesellschaftsschulen als obligatorischer Gegenstand eingeführt. Die Anzahl der Gesellschaftsschulen wuchs fortwährend, indem sie sich unter den Kolonisten große Achtung und Anerkennung erwarben, besonders nach Einführung der Gouvernements- und Bezirkslandämter (земство), welche sich für letztere sehr interessierten, und dieselben teilweise mit Geldern und Lehrbüchern unterstützten.

Nachdem die Regierung die Lebensweise der Kolonisten sich näher ansah und damit bekannt machte, fand sie endlich, daß den Kolonisten das Wissen der russischen Sprache unbedingt notwendig ist, und daß die Ursache ihrer Isoliertheit von den umliegenden russischen Ortschaften nur im Unwissen der Reichssprache liegt.

Die Regierung begann Pläne, Projekte auszuarbeiten, erteilte Befehle und machte Versuche, spezielle Schulen zur Vorbereitung von Lehrern für deutsche Schulen zu eröffnen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zwei solcher Schulen eröffnet: eine in Katharinenstadt (Marzstadt) auf der Wiesenseite und die andere in Grimm auf der Bergseite. Diese zwei Schulen, Russische Central Schule genannt, existierten fast bis zur Oktoberrevolution und gaben den Deutschen an der Wolga eine große Anzahl ehrlicher und fleißiger Lehrer.

* * *

Vom Jahre 1890 beginnt im Leben der Kolonistenschule eine neue Etappe. Laut Befehl der Regierung vom Jahre 1881 gingen alle Schulen an das Ministerium für Volksaufklärung über. Es begann

die Periode der heftigsten Russifikation der Kolonisten. Die Kolonistenschule wurde den Schulinspektoren direkt unterstellt, welche, um die Russifikation schneller durchzuführen, vor nichts zurückscheuten.

So wurden die Küster-Lehrer von diesen Inspektoren mit Vorschriften überschwemmt, und unter anderem mit einem schriftlichen Befehl, daß sie binnen zwei Jahren die Rechte eines russischen Lehrers ihm vorzustellen und an das Lehren der russischen Sprache den Schulkindern schleunigst zu treten haben.

Da einesteils die meisten Küster-Lehrer in russischer Sprache schwach vorbereitet und andernteils die Schulen mit Schulkinder zu sehr überfüllt waren, konnte der Unterricht in denselben keine Resultate geben. Als Folge dieses wurde allen Kolonieämtern strengstens vorgeschrieben, auf eigene Kosten noch einen zweiten Lehrer anzustellen, speziell zum Vortragen russischer Sprache und Rechnens. Den Gemeinden, die diesen Befehl nicht befolgten, verbot man jedweden Unterricht in der Schule abzuhalten. Einer von diesen Inspektoren kam in seinem Diensteifer sogar so weit, daß er den deutschen Unterricht gänzlich verbot, die Religion aber nur in russischer Sprache vorzutragen erlaubte. Um erfolgreicher die Russifikation in den deutschen Schulen durchzuführen, hielten sich die Inspektoren gewöhnlich an solche Prinzipien, mehr Lehrer russischer Nationalität in den deutschen Kolonistenschulen anzustellen. Es wurden nämlich Leute in die Kolonien geschickt, denen die Lebensart der Kolonisten ganz fremd war, ebenso auch die Verhältnisse durchaus nicht kannten, hauptsächlich aber die Sprache des Kindes nicht beherrschten, das zu unterrichten, aufzuklären und zu erziehen er doch berufen war. Mit einem Worte, die Willkür und eigenmächtiges Verfahren seitens dieser Inspektoren fand keine Grenzen.

Im Anfange des 20. Jahrhunderts schien es, als ob auf dem Gebiete der Volksaufklärung das Leben anfang sich zu bewegen. Dank den Landämtern, welche seit ihrem Bestehen für die allgemeine Kulturhebung der Bauern großes Interesse hegten, wurde eine große Anzahl unserer Kolonistenschulen in ein mehr oder weniger befriedigendes Verhältnis versetzt, hauptsächlich seitens ihrer äußerlichen Einrichtung. Besonders bemerkbar macht sich die Arbeit der Landämter auf dem Gebiete der Volksaufklärung nach den Revolutionsjahren 1906 und 1907, nach welchen sehr viel Aufmerksamkeit der Dorfschule gewidmet wurde. Eine ganze Reihe von Kolonien schmückte man mit großen und schönen Schulen. Vergleichsweise waren dieselben auch mit Anschauungsmaterial und Lehrbüchern so ziemlich gut versorgt.

1. Tabelle.

Über die ungefähre Schullage für das Jahr 1909 gibt folgende Tabelle Notizen.

Bezirke.	mit der Anzahl														
	Die Zahl der Dörfer und Schutoren	Sind Notizen vorhanden von	Kirchenschulen.	Landämter-schulen	2 Kl. Minis-trialschul.	Central-schulen.	Privat-schulen.	Taubstum-menanstalt	Lehrer=seminar.	Gymnasien		Progymn.		Lehrer.	Biblio-theken.
										Kna=ben.	Mäd=chen.	Kna=ben.	Mäd=chen.		
Margstadt . . .	72	57	40	41	4	1	1	1	—	1	1	—	—	98	9
Seelmann . . .	49	38	19	23	4	—	2	—	1	—	—	—	1	59	13
Balzer	61	43	43	4	3	1	10	—	—	—	—	1	—	50	5
Im Gebiet . . .	182	138	102	68	11	2	13	1	1	1	1	1	1	207	27

Diese Tabelle enthält nur von 75,8% der gesamten Dörfer Notizen, und dennoch läßt sich leicht daraus ersehen, daß die Landämter auf das Kulturaufklärungsfeld nicht wenig Aufmerksamkeit lenkten. Nach dieser Tabelle machen die Landämter-schulen 33% der ganzen Zahl der Schulen aus. Im gewesenen Margstädter Bezirk beträgt der Prozent der Landämter-schulen 45,5% aller Schulen, im Seelmänner 46% und im Balzerer 6,4. Am wenigsten wurde für das Volksaufklärungsgebiet von dem Kamyschiner Land-amt getan. Diesem Landamte waren die Kolonien des gewesenen Bezirks Balzer unterstellt, ausgenommen einiger Dörfer, die zu dem Bezirke Alfarsk gehörten.

Dafür bekamen die Gesellschafts-Schulen im Bezirk Balzer eine große Verbreitung, welches wieder einmal klar darauf hinweist, daß die Kolonisten die Regierungsschulen durchaus nicht befriedigten.

Anzahl der Landamtsschulen und Angaben ihrer Eröffnung in verschiedenen Zeitperioden bis zum Jahre 1917.

Bezirke.	Die allgem. Zahl der Landamtsschulen.	Dieselben sind eröffnet					Anmerkung.
		bis 1900	1901 — 1910	1911 — 1917	Das Jahr der Eröffnung unbekannt	Aus den Kirchenisch. umgestalt.	
Margstadt . . .	75	21	16	11	27	9	Zu der Zahl 35 von Balzer gehören auch die umgestalteten Kirchen-schulen.
Seelmann . . .	45	16	7	9	13	4	
Balzer	45	2	8	35	—	—	
Im Gebiete . .	163	39	31	55	40	13	

Allein nach den Ziffern dieser beiden vorgelieferten Tabellen urteilend, könnte man glauben, als ob es mit der Kulturaufklärungsarbeit in den Kolonien ganz gut stände. Wir sehen, daß die Zahl der Schulen von Jahr zu Jahr immer mehr wuchs, ebenso auch die Lehrerzahl immer mehr wurde. Es fragt sich aber, inwiefern diese Schulen, die äußerlich mit allem Notwendigen so ziemlich gut bestellt waren, das Bedürfnis der Kolonisten befriedigten. Leider kann das hier nicht der Fall sein. Ungeachtet dessen, daß dieselben in schönen Gebäuden untergebracht und mit dem nötigsten Schulmaterial und Lehrbüchern versehen waren, so konnte diese Schule unsere Kolonisten doch nicht befriedigen, weil eben dort die Russifikation am stärksten getrieben wurde. Den Kindern wurden verschiedene Kenntnisse in den Kopf gepaukt, in einer ihnen ganz fremden Sprache. Selbstverständlich konnte der Kolonist auf solch eine Schule nicht als auf etwas ihm Nahes und Teures schauen und wenn er seine Kinder dorthin schickte, so nur deswegen, weil kein anderer Ausweg vorhanden war.

Zur Aufklärung der Erwachsenen wurde fast nichts oder ganz wenig getan. Die wenige Arbeit, die noch auf diesem Gebiete getan wurde, gehörte den Landämtern zu und bestand darin, daß letztere in den größten Kolonien kleine russische Bibliotheken eröffneten. Anfangs befanden sich die Bibliotheken bei den Kreis- oder Kolonienämtern und zeigten durchaus keine Tätigkeit. Später, als man sie in die Schulgebäude überführte und die Leitung derselben den Lehrern übertrug, wo sie noch mit deutschen Büchern komplettiert wurden, begannen dieselben etwas tätig zu werden. Die meiste Aufmerksamkeit schenkte der Außer-schulbildung das Nowosensker Landamt, welches außer dem Gründen von Bibliotheken in den größten Kolonien, noch Volkshäuser, Museen und Kinematographen eröffnete. Die ganze Arbeit dieser Anstalten fand wenig Anklang unter den deutschen Bauern, schon aus dem Grunde, weil die Arbeit meistens in „fremder“, russischer Sprache geführt wurde.

Der deutsche Kolonist, vom Herzen mit solcher Aufklärungsarbeit unzufrieden, richtete fortwährend seine Blicke in die Ferne, in der Hoffnung auf das baldige Aufsteigen der Freiheitssonne.

2.

Die Volksaufklärung im Gebiete seit der Oktoberrevolution bis zum 1. Januar 1922.

Die großen Wogen der Revolution, welche das Proletariat Russlands im Oktober des Jahres 1917 von der alten Despotengewalt befreiten, brachten auch den deutschen Kolonisten an der Wolga die von ihnen lang ersehnte Freiheit. Die deutschen Kolonisten organisierten im Sommer 1918 ihr eigenes autonomes deutsches Gebiet, mit einem Verwaltungsapparat „Deutsches Kommissariat“ in Saratow.

Im Sommer — August und September 1918 — veranstaltete das deutsche Kommissariat spezielle Lehrerkurse in Seelmann, auf denen sich mehr als 500 Lehrer versammelten. Die Zuhörermasse war eine sehr bunte: da waren anwesend — greise Lehrer und ganz junge Leute von der Schulbank, Studenten die das Lernen auf der Universität einstellten, um unter das Volk zu gehen und dasselbe aufzuklären.

Alle trieb auf diese Kurse die Wissensbegier, das heiße Verlangen, sich mit den Prinzipien der neuen, einheitlichen Arbeitsschule bekannt zu machen, um nach Rückkehr in sein Dorf nicht hilflos dazustehen.

Sehr viel Arbeit und Hindernisse standen den Kulturträgern bei der Umgestaltung der alten Schule im Wege, aber dennoch traten alle mit Freuden an den Aufbau dieser neuen Schule, die den Bedürfnissen der Deutschen völlig entsprechen sollte. Der deutsche Bauer kam opferwillig und freudig diesem Unternehmen entgegen, nahm regen Anteil an den Arbeiten und ließ keine Forderung unerfüllt, einerlei, ob von der Schulbehörde an ihn gestellt, oder von dem Dorflehrer. Der Wunsch, so schnell wie möglich eine wirklich ihren Bedürfnissen entsprechende Schule zu bekommen, war so groß, daß viele Gemeinden, nicht abwartend bis ihnen die Schulbehörde genügend Lehrer zuschickte, sich selbst auf die Lehrersuche machten. Sogar solche Fälle gab es im gewesenen Balzerer Bezirk, wo viele Gemeinden Lehrer auf eigene Kosten unterhielten.

Die Statistik gibt darüber folgende Notizen: im Bezirk Balzer hatte man solcher Lehrer, die von der Gemeinde ihren Unterhalt bekamen — 47 Personen, davon allein in der Stadt Balzer — 10.

In jedem beliebigen Dorfe vergrößerte sich die Zahl der Lehrer, im Vergleich mit den letzten Jahren, um 2- bis 3 mal. Die Arbeit auf dem Schulgebiet begann sich wirklich zu regen. Der Teil der Lehrerschaft, der revolutionär gesinnt war, brachte in die Schulen ein wirklich neues Leben und erneuerte sie völlig. In den Schulen herrschte Freude und gehobene Stimmung. In vielen Schulen machte man Versuche, Arbeitsprozesse einzuführen, wie: Kleben, Strohsflechten, verschiedene Papparbeiten usw. Auch etliche spezielle Werkstellen wurden von einigen Schulen eröffnet, wie: Schlosserei, Tischlerei, Schusterei usw. Im Verlaufe des Schuljahres 1918—19 wurden im Gebiete folgende Anzahl von Werkstellen eröffnet: Tischlereien 25, Schlosserei 1, Schustereien 7, Strohsflechtereien 19, Papparbeiten 11 und Buchbindereien 7.

Diese neuen Einrichtungen gaben anfangs nicht die erwünschten Resultate. Es fehlte den Lehrern die nötige Anweisung seitens der Aufklärungsabteilungen.

Im Sommer 1919 organisierte die Gebietsabteilung in Marysstadt zweimonatliche Kurse, die zu besuchen die ganze deutsche Lehrerschaft des Gebiets verpflichtet war. Außer den Gegenständen über allgemeine Wissenschaft wurden die Schullehrer mit den verschiedenen Arbeitsprozessen und ihrer Durchführung in der Schule, nicht nur theoretisch sondern auch praktisch, bekannt gemacht.

Die Gebietsabteilung organisierte bei den Kursen verschiedenen Werkstellen, wo jeder Lehrende in einer Arbeit Fertigkeit zu erlangen verpflichtet war.

Um das Bild über den Zustand der Schulen des Gebiets dem Leser klarer zu machen, werden nachstehend einige Tabellen vorgeführt.

III. Tabelle.

Ziffern über die Zahl der einheitlichen Schulen für verschiedene Zeiten.

Angabe der Zeitperioden.	Marystädter Bezirk.			Seelmänner B.			Balzerer Bezirk.			Im Gebiete.				
	Allg. Zahl d. Schulen	davon			Allg. Zahl d. Schulen	davon		Allg. Zahl d. Schulen	davon		Allg. Zahl d. Schulen	davon		
		1. St.	2. St.	Taubanstalt		1.	2.		1.	2.		1.	2.	Taubanstalt
Zum Anfang d. Schuljahres 1918—19	88	—	—	1	59	—	—	89	—	—	236	—	—	1
Zum 1. Januar 1921	119	113	5	1	75	70	5	148	134	14	342	317	23	1
Zum 1. Januar 1922	124	117	6	1	82	78	4	120	117	3	326	312	14	1

IV. Tabelle.

Anzahl der Lehrer für dieselbe Zeitperiode.

Zeitperioden.	Marystädter Bez.			Seelmänner Bez.			Balzerer Bezirk.			Im Gebiete.		
	Allg. Zahl d. Lehrer.	darunter		Allg. Zahl d. Lehrer.	darunter		Allg. Zahl d. Lehrer.	darunter		Allg. Zahl d. Lehrer.	darunter	
		M.	W.		M.	W.		M.	W.		M.	W.
Zum Anfang des Schuljahres 1918—19 . . .	548	354	144	315	199	116	412	276	136	1275	829	446
Zum 1. Januar 1921 . . .	282	163	119	216	120	96	360	246	114	858	529	329
" " " 1922 . . .	229	136	93	162	104	58	247	167	80	638	407	231

Der Kinderschutz und das Gebiet des Vorschulwesens ist eine ganz neue Erscheinung in unserem Gebiete. Früher, vor der Oktoberrevolution, waren nirgends in den deutschen Dörfern an der Wolga Anstalten für Kinderschutz und Vorschulwesen zu haben, außer Katharinenstadt, wo eine solche vorhanden war.

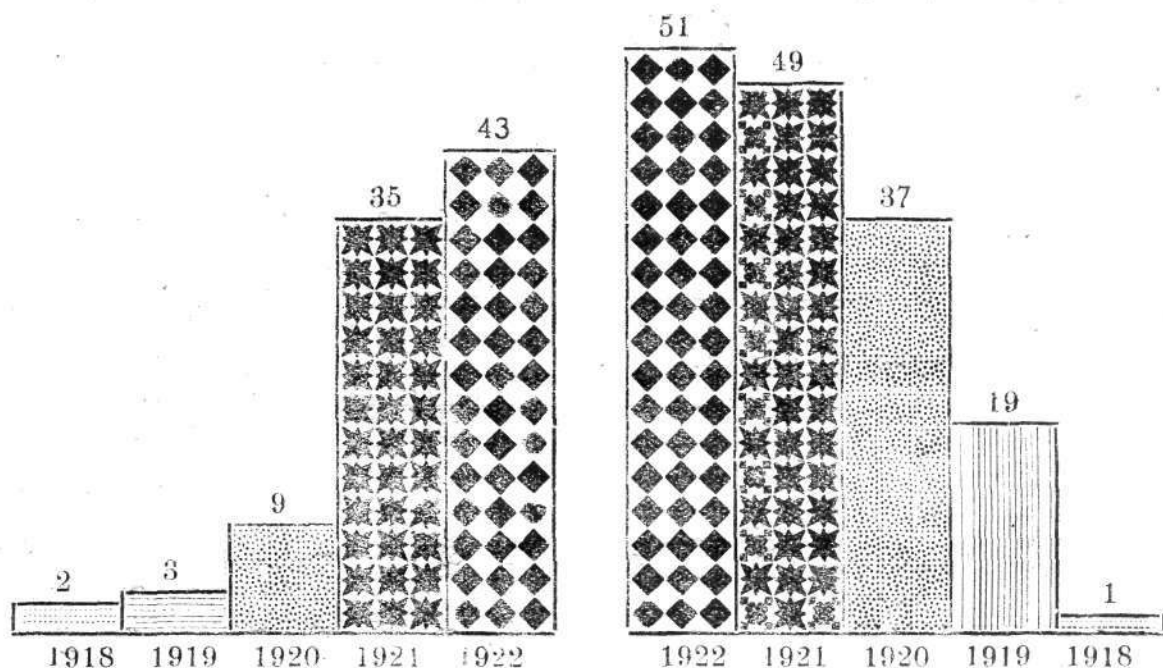
Die Arbeit auf diesem Gebiete begann erst nach der Oktoberrevolution. Es sind jetzt erst zwei Jahre her, daß auf diesem Gebiete ein reges Leben zu bemerken ist, besonders auf dem Gebiete für Kinderschutz.

Ueber die Entwicklung der Anstalten für Kinderschutz und Vorschulwesen geben uns die untenstehenden Diagramme eine klare Vorstellung.

Die Entwicklung

der Kinderheime

der Kindergärten.



Die politische und professionelle Aufklärung.

Wie schon im ersten Teile dieser Uebersicht bemerkt wurde, stand es mit der Aufklärung der Erwachsenen bei der zaristischen Regierung sehr traurig. Es wurde auf diesem Gebiete für die Deutschen fast nichts getan. Erst nach der Oktoberrevolution lenkte die neue Regierung ihre Hauptaufmerksamkeit sogleich auf die Aufklärung der breiten Masse. Unter den Deutschen an der Wolga begann im Winter 1918—19 ein reges Leben auf dem Gebiete des Außerschulwesens. Während dieses Winters entstanden in den deutschen Dörfern und Städten eine große Anzahl Klubs, Volkshäuser, Theater, Orchester, Bibliotheken, Gesellen usw. Lehrer und mehr entwickelte Bauernjugend — alle nahmen regen Anteil an der Aufklärungsarbeit.

Unter allen diesen vielen Kulturaufklärungsanstalten für Erwachsene entwickelte am meisten Tätigkeit das Theatergebiet. Fast in jeder Dorfschule war eine kleine Szene angebracht. Die Theateraufführungen fanden unter den Kolonisten sehr großen Anklang und wurden von letzteren, besonders von der Jugend, fleißig besucht. Ihren Höhepunkt erreichten die Arbeiten auf dem Theatergebiete in den deutschen Dörfern im Winter 1919—20. Nach diesem Winter begannen die Theateraufführungen dort allmählich abzustorben.

Dasselbe Schicksal traf auch alle anderen Anstalten für politische und professionelle Aufklärung, ausgenommen die Bibliotheken. So z. B. waren im Winter der Jahre 1919—20 im Gebiete 124 Bibliotheken, 19 Lesehallen, 27 Volkshäuser und Klubs, 111 Theater und Kulturaufklärungsvereine, 18 Blas- und Saitenorchester, 3 Kinematographen, 3 Musikschulen und 3 Kunstschulen tätig. Zum 1. Januar 1922 zeigten davon noch ein wenig Leben die Bibliotheken — alle 124, Lesehallen — 11, Volkshäuser und Klubs — 13, Theater- und Kulturaufklärungsvereine — 27, Kinematographen — 1 und Musikschulen — 1.

3.

Liquidation des Analphabetentums.

Über das Verbreiten des Analphabetentums unter den Deutschen an der Wolga gibt die Volkszählung 1920 in der nächststehenden Tabelle folgende Notizen:

VI. Tabelle.

Bezirke		Von 8—17 J.			Von 14—50 J.			Von 50 u. älter			In allem			%
		Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	
Mareßstädter	Gesamtbevölkerung 1920	16056	15582	31638	35824	46532	82356	11556	12121	23677	63436	74235	137671	100
	Die Zahl der Analphabeten	8884	8586	17470	10748	16693	27441	4535	6401	10936	24167	31680	55847	40,5
Seeinwänner	Gesamtbevölkerung 1920	9988	9627	19615	20212	27516	47728	6888	7071	13959	37083	44214	81297	100
	Die Zahl der Analphabeten	4997	4894	9891	6842	11057	17899	3195	4357	7552	15034	20308	35342	43,4
Balzgerer	Gesamtbevölkerung 1920	14492	13965	28457	31061	40268	71329	11323	11678	23001	56876	65911	122787	100
	Die Zahl der Analphabeten	6507	6301	12808	11671	18148	29819	5289	7296	12585	23467	31745	55212	44,9
Im Gebiete	Gesamtbevölkerung 1920	40336	39174	79510	87097	114316	201413	29762	30870	60632	167395	184360	351755	100
	Die Zahl der Analphabeten	20388	19781	40169	29261	45898	75159	13019	18054	31073	62669	83733	146401	42,8

Diese Tabelle gibt uns ein klares Bild über die Größe des Analphabetentums in unserem Gebiete. Sie sagt uns, daß 42,8 Prozent oder etwas weniger als die Hälfte der ganzen Bevölkerung von 8 Jahren und älter des Lesens und Schreibens unfundig ist.

Laut Dekret 1919 über die Liquidation des Analphabetentums, hätte letzteres nur unter der Bevölkerung von 14—49 Jahren liquidiert werden sollen.

In dieser Altersgruppe zählte unser Gebiet nach gegebener Tabelle 75.159 Personen.

Am 15. November 1919 gründete man bei der Gebietsabteilung für Volkabildung eine beständige Gebietskommission, welcher die Leitung der Liquidationsarbeit im Gebiete übertragen wurde.

Den Winter der Jahre 1919—20 hindurch, war die Kommission hauptsächlich mit verschiedenen Vorarbeiten beschäftigt. Sie organisierte Kurse zur Vorbereitung von Liquidatoren, gab ein Lehrbuch „Wie ich schnell lesen lerne“ und eine „A.-B.-C.-Zeitschrift“ heraus. Außerdem gründete die Gebietskommission in den Bezirksstädten und Dörfern Liquidationskommissionen, durch welche sie starke Agitation führte und auch eine Aufnahme aller Analphabeten von 14—49 Jahren machte.

Die Resultate dieser Aufnahme werden in folgender Vergleichstabelle gebracht.

VII. Tabelle.

Die Zahl der Analphabeten von 14—49 Jahren.

	Marktstädter			Seelmänner			Balzerer			Im Gebiete			o/o
	Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	Männer	Weiber	Zusam.	
Resultate der Volkszählung	10748	16693	27441	6842	11057	17899	11671	18148	29819	29261	45898	75159	100
Resultate der Aufnahme	5721	8714	14435	4274	5512	9786	12090	17732	29822	22085	31961	54046	71,9

Die Aufnahme der Analphabeten, von der Gebietskommission während der Zeit März—September 1920 durchgeführt, gab um 21.113 (28,1 Proz.) Analphabeten weniger, als die Volkszählung zum 28. August 1920.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Notizen über die Zahl der Analphabeten der Volkszählung mehr der Wirklichkeit entsprechen, als dieselben der Aufnahme. Da bei der speziellen Registrierung der Analphabeten sich viele nicht registrieren ließen, schon aus der Furcht, später gewaltsam in die Schule geschickt zu werden.

Im Winter 1920—21 entwickelte die Gebietskommission für Liquidation des Analphabetentums Maximum-Arbeitstätigkeit. Sie eröffnete 141 Liquidationsschulen, davon zum 1. Januar 1921 130 tätig waren, mit einer Schülerzahl von 7.754 oder 10,3 Proz. aller Analphabeten. Aus verschiedenen Gründen, wie Mangel an Schullokalen, Lehrbüchern, Liquidatoren, konnte die Arbeit nicht noch mehr erweitert werden.

Im nächsten Winter, 1921—22, geriet die Liquidationsarbeit hier und da ins Stocken, wozu die Verpflegungskrisis und Banditismus verhalf.

Über die Entwicklung der Liquidationsarbeit schildern uns nächste Tabellen folgendes:

VIII. Tabelle.

Zum 1. Januar 1921.

IX. Tabelle.

Zum 1. Januar 1922.

	Bezirke	Zahl der Schulen	Davon wa- ren tätig	Zahl der Schüler			Zahl der Lehrenden	Zahl der Schulen	Davon wa- ren tätig	Zahl der Schüler			Zahl der Lehrenden
				Män.	Weib.	Zus.				Män.	Weib.	Zus.	
1	Marktstädter	75	68	2782	861	3643	228	70	47	1401	730	2131	98
2	Seelmänner	29	29	1020	736	1756	105	29	16	538	493	1031	51
3	Balzerer	37	32	1748	607	2355	106	36	33	1436	544	1980	97
	Im Gebiete	141	130	5550	2204	7754	434	135	96	3375	1767	5142	246





Ueber unsere Mundarten.

Von Georg Dinges.

Professor der germanischen Philologie an der Saratower Universität.

Wenn ich im Folgenden etwas über unsere Mundarten zu schreiben unternehme, so bedeutet das soviel, daß ich über die Sprache unserer Bauern, über die Bauernsprachen schreiben werde. Ich sage Bauernsprachen, denn es ist doch jedem Bauern bekannt, daß jedes Dorf nach seiner Art redet, (sai*) abartig Schprooch hot. „No, was soll dann des gewe, wird mancher denken, iwr dr Bauer ehre Schprooch zu schrauwe, zu was hot mr dan so was? Und er wird dann in seinen Gedanken noch weiter fortfahren und wird sich noch ganz gut daran erinnern, daß er vom Pastor, der aus Lipland stammte, gehört hat, daß unsere Sprache, die Sprache der deutschen Bauern an der Wolga, gar keine richtige deutsche Sprache sei, sondern eine verdorbene, platte Sprache, ein Plattdeutsch, und das niemand in Deutschland so spreche oder jemals gesprochen habe. Und auch der Russenlehrer, der doch auch ein bißchen Deutsch (Schriftdeutsch) verstand und ein gelehrter Mann war, hat sich mal noch vor dem Kriege, wie der Kaiser noch „ringeniert“ hat — so schrecklich (ungeheuer, sehr) ausgelacht, als er in der Schule einmal fragte, was auf Deutsch das Wort kosa bedente, und s Hannesche ihm geantwortet hat: „ai, Gaas!“ Der Lehrer konnte zuerst gar nicht begreifen, was die Ziege mit gas Gase oder gar Petroleum (Lampendöl) zu tun hätte und zuletzt meinte er: ну, и чудной у вас язык (Ihr habt aber eine sonderbare Sprache). Der Russenlehrer hat es später auch dem Doktor und dem Postnatschalnik erzählt; da hat es noch mal ein tüchtiges Gelächter gegeben. Das Hannesche aber war aus der Schule heim gekommen und hat geweint und gesagt: „Ich geh net meh in die Schuul, do wärd mr jo iwr sai' daitisch Schprooch ausgelacht!“ Der Vater mußte ihm noch Schläge anbieten und es schließlich auf folgende Art trösten: „unser Schprooch is jo net richtig dr Schrift, dr Bicher nooch, mer schwedse jo plattdaitisch!“ „Und wenn unsere Bauernsprache, unsere Mundart, denn wirklich eine gute deutsche Sprache ist, ja warum sprechen denn alle „gelernte Vait“ im Dorfe — der Schreiber, der deutsche Lehrer, die Kronsamme, der Singer-Agent immer russisch und schämen sich sogar plattdeutsch zu sprechen. Demnach hat die Sache eine Ursache und es ist wirklich so: die Mundart ist eine so schlechte Sprache, daß sie einem „gelernten“ Mann gar nicht gut genug ist für seine Unterhaltung. Ja, und auch der Vorsteher, — wollte sagen der Vorstehende im Sowel, und der ist doch auch kein dummer Mann, der probiert auf allerhand Art, russische Wörter in seine Rede einzustücken: „stratje! baschalesta, Feedr Zwantsch, seht aich“, sagt er jetzt, wenn man Abends auf ein Stündchen zu ihm auf die Torbank kommt und ihm „Gudnoowel“ sagt, — und nicht so einfach, wie früher: „schendant, Better Fritz, seht aich“.

Aber jetzt ist es auch gerade genug, denn wenn wir unseren Freund noch lange fortdenken lassen, so kommen wir ja garnicht zu Worte und kriegen garnichts über unsere Mundarten zu hören.

*) Der Apostroph (das Häkchen) bedeutet, daß der vorhergehende Selbstlauter durch die Nase gesprochen wird. G. D.

Vor allen Dingen kann uns niemand den Vorwurf machen, daß wir unseren Mann nicht mit der größten Geduld hätten vor sich hin denken lassen. Nun muß ich aber ein für allemal sagen, daß ich mit dem Manne durchaus nicht einverstanden bin, und daß seine Meinung von unseren Mundarten eine *grundfalsche* ist. Und wenn die Uneinigkeit auch gleich sehr oft Schaden bringt, so glaube ich doch, daß sie in unserem Falle niemand einen solchen bringt, höchstensfalls der falschen Meinung von unserer Sprache, aber das ist doch sicher, daß der Schaden, den man einer falschen Meinung antut, daß solch ein Schaden nur Nutzen bringt. „Ja, mer (wir) deete s jo schun gern glaawe, daß unser Bauerschprooch kaa' schlecht Schprooch is un aller Ehren wäärt is, nar (nur) was helfe uns do aier gladdde Warde (eure glatten Worte)! dann saae (sagen) kame viel — meer Bauer wolle was Handgreifliches“. — Gut! Ihr kriegt auch etwas Handgreifliches, nur müßt ihr ein wenig Geduld haben, gerade so wie wir Geduld hatten mit dem Manne, der sich die größte Mühe gegeben hat, seine Mundart schlecht zu machen, und garnicht daran gedacht hat, daß er zugleich mit seiner Sprache auch sich selbst beschimpft hat, denn die Sprache ist doch ein Teil vom Menschen selbst, ja wohl der allerwichtigste, — denn ohne Sprache wären wir so stumm und auch so dumm, wie die Tiere — und wenn die Sprache, ein Teil des Menschen, schlecht ist — ja dann muß eben auch das Ganze, dann müssen auch die Menschen, die diese Sprache reden, nicht viel wert sein. Dann wären unsere Deutschen an der Wolga woh schlechtere Menschen, als die anderen? Ja wenn ihre Sprache schlecht ist! — Aber das ist es ja gerade, daß sie garnicht schlecht ist und auch nicht dumm ist. Kann man denn in unserer Mundart nicht gut und klug reden? Selbstverständlich kann man es. Jeder gute und jeder kluge und so mancher schöne Gedanke kann auch in unserer Mundart klar und deutlich ausgesprochen werden, das habe ich schon oft probiert und auch viele andere. Natürlich gebraucht man die Sprache nicht nur dazu, um kluge und gute oder schöne Gedanken auszusprechen, — aber wenn sie schon dazu gut ist, so wird sie auch schon zu allen anderen Zwecken zu gebrauchen sein, man muß es nur verstehen, sie zu handhaben. Wenn das alles möglich ist in unserer Mundart, ja dann ist es eben handgreiflich, daß sie eine gute Sprache ist, und wenn sie gut ist, dann hat man auch nicht die geringste Ursache, sich derselben zu schämen oder ganz und gar sich über sie lustig zu machen.

Das wäre ja schon alles schön und gut, und zur Not könnten wir uns mit dem, was ich für jetzt von unseren Mundarten gesagt habe, schon recht wohl begnügen, aber die Sache ist die, daß mir erstens sehr daran gelegen ist, den Leuten meine Ansichten über unsere Sprache noch klärer und handgreiflicher darzulegen, denn je handgreiflicher, desto besser, und zweitens möchte ich nun, da ich mal einen glücklichen Anfang gemacht habe, die grundfalschen Meinungen über unsere Mundarten Stück für Stück vornehmen; denn sie sind schon zu lange und zu weit in unseren deutschen Dörfern verbreitet, — besonders Dank dem Einflusse der baltischen Pastoren, — und haben unserem Bauernvolke dadurch, daß es infolge der Nichtachtung seiner Sprache schließlich auch die Achtung vor sich selbst zu verlieren anfing, schon den allergrößten Schaden gebracht, sodaß es die höchste Zeit ist, sie auszurotten. Also erstens: *Alle gebildeten Leute im Dorfe und auch in der Stadt glauben, daß unsere Bauernsprache eine verborbene Sprache sei*, und wenns alle glauben, dann wirds wohl auch so sein. Da ist nun unser lieber Mann, von dem Anfangs die Rede war, gleich auf einem falschen Wege. Weit nicht alle gebildeten Leute sind dieser Meinung von unseren Mundarten, insbesondere aber solche nicht, die auch wirklich etwas von dem Leben der Sprache verstehen. Aber wer ist denn der Meinung, daß unsere Mundarten gut und schön sind? Nun, ich werde euch selbstverständlich die Namen unserer gebildeten Leute, die die Volksmundart geschätzt haben und noch schätzen, nicht schuldig bleiben. Schon der Pastor Friedrich *Dsirne*, welcher die Geschichte vom Kirgisemichel und der schönen Ammi von Mariental in Form einer Erzählung geschrieben hat, hat doch — obgleich er in den Ostseeprovinzen geboren ist, — unsere Mundarten hochgeschätzt, denn er läßt den Michel und die Ammi sich in der Mundart unterhalten. Er gebraucht dieselbe — wenn auch nicht ganz so rein, wie sie das Volk spricht — nicht zum Späße, sondern in vollem Ernste. Nicht weniger als *Dsirne*, schätzt unsere Mundarten unser Landsmann August *Lonsinger*, der unter dem Decknamen „*Rol'nijer A. L.*“ uns die schönen Erzählungen „*Hüben und drüben*“ und „*Nor net lopper g'ewa*“, geschenkt hat. Die Bauern in diesen Erzählungen unterhalten sich durchwegs in der Mundart, und dadurch werden die Erzählungen nicht schlechter, sondern viel schöner, lieber und werter. Wäre die Mundart etwas schlechtes, so wären doch wohl die Erzählungen durch den Gebrauch derselben verschlechtert worden; dies ist aber keineswegs der Fall. Ebenso wie *F. Dsirne* und *A. Lon-*

singer, schätzen und schätzten unsere Mundarten J. Erbes und P. Sinner, die die schöne Volksliedersammlung aus den Wolgakolonien im Jahre 1914 haben drucken lassen und in die Welt hinausgegeben, und Vera H., der Verfasser der Geschichte der deutschen Ansiedlungen an der unteren Wolga. „Nun gut, werdet ihr sagen, das sind alles Leute, die in den Wolgakolonien geboren sind und von Jugend auf an unsere Bauernsprache gewöhnt waren, und woran wir von Jugend auf gewöhnt sind, das gefällt uns auch in unserem Alter. Aber was sagen denn die Deutschländer dazu und dann überhaupt die Gelehrten?“ Keine Frage könnte uns willkommener sein, als gerade diese, denn wenn wir all die Lobreden zitieren wollten, die in Deutschland und in anderen Ländern die Gelehrten, die Dichter und alle möglichen Schriftsteller inbezug auf die Mundarten ausgesprochen haben, so könnten wir damit gut ein ganzes Buch ausfüllen. Das wär ja natürlich für unsern Zweck ein ganz unnützes Unternehmen, aber einige Urteile über die deutschen Mundarten muß ich doch anführen.

Vor hundert Jahren lebten in Deutschland drei Männer, die eine neue Wissenschaft begründet haben, — die vergleichende Sprachwissenschaft. Das waren Jakob Grimm, der in dem Städtchen Hanau in Hessen geboren ist, also in dem Lande, aus welchem wohl über die Hälfte aller unserer Wolgadeutschen stammt. Seine deutsche Grammatik, die 1822, also gerade vor 100 Jahren, in 2. Auflage erschienen ist, stellte fest, daß im Leben der Sprache feste Gesetze herrschen. Der zweite war Franz Bopp. Er ließ im Jahre 1816 seine Arbeit „Ueber das Konjugationsystem in der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen“ erscheinen. Darin stellte er unerschütterlich fest, daß all die genannten Sprachen mit einander verwandt sind und aus einer Ursprache stammen. Später stellte er noch fest, daß auch das Slavische (zu welchem auch das Russische gehört), das Keltische, das Armenische, das Lettisch-Litauische und andere Sprachen mit den obengenannten Sprachen verwandt sind. Der dritte war Wilhelm Humboldt. Sein Hauptwerk ist die Schrift „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“. Nach diesen drei weltberühmten Gelehrten hat es eine ganze Reihe von Sprachgelehrten gegeben, die immer wieder neue Entdeckungen auf dem Gebiete des Sprachlebens gemacht haben. Heutzutage wird an allen Universitäten*) die Sprachwissenschaft von einem oder mehreren Professoren unterrichtet. In Deutschland hat man über 20 Universitäten und an jeder von diesen Universitäten sind Sprachgelehrte tätig. Ebenso in Frankreich, in England, in Amerika, in Italien und anderen Ländern und auch in Rußland. Wie urteilen nun diese Hunderte grundgelehrter Professoren über die Volkssprache, über die Volksmundarten; — ja, was denken diese Männer, deren Namen vielfach der ganzen Welt bekannt sind, und nicht nur in einem oder paar Kirchspielen, in einem oder zwei-drei Dörfern, — was denken sie von den Mundarten?

Nun, wollen mal hören. Da wollen wir mal gleich einen von den größten herausgreifen, H. Osthoff: „Wem es beschieden war, in den Tagen seiner Jugend eine Volksmundart zu sprechen, der hat Grund, sich darum glücklich zu schätzen“. Also einen solchen Wert haben die Mundarten, daß der Gebildete, der Gelehrte, insbesondere aber der Sprachgelehrte sich glücklich schätzen kann, wenn er eine Volksmundart spricht oder in seiner Jugend gesprochen hat. Wenn die Kenntnis der Volksmundart für den Gebildeten und den Gelehrten ein Glück ist, so ist doch wohl die Mundart für den Bauern gewiß kein Unglück. Hören wir einen anderen: H. Wunderlich. „Die Herrlichkeit unserer Muttersprache spiegelt sich auf jedem Boden wieder anders“. Das heißt so viel, daß die deutsche Sprache im Volke an verschiedenen Orten immer wieder anders gesprochen wird (wie das ja auch in unseren Dörfern der Fall ist), aber in jeder Mundart spiegelt sich die Herrlichkeit und Schönheit der Sprache wider. Dies Wort von der Herrlichkeit der Mundart klingt doch anders, als die unbegründete Meinung von der Verdorbenheit unserer Mundarten.

Aber das sind alles Sprachforscher, die die Sprache in ihrer Stube studieren, für die ja, das wollen wir ihnen schon mal zugeben, die Mundart eine große Bedeutung hat, aber was glauben denn die Schriftsteller, die Dichter dazu, die Männer, die doch gewöhnlicherweise die Schriftsprache gebrauchen und gebrauchen müssen, wenn sie von allen Leuten verstanden sein wollen. Nun die Gelehrten müssen ja auch die Schriftsprache gebrauchen und tun es auch, wollen aber mal einen Dichter hören. Goethe sagt in seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“: Jede Provinz liebt ihren Dialekt (ihre

*) Universität ist eine Hochschule, in der die Ärzte, die Richter, die Advokaten und die Lehrer der Mittelschulen bei Professoren studieren und sich so für ihren Beruf vorbereiten.

Mundart); denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft". Wie der Fisch ohne sein Element, das Wasser, nicht leben kann, so, meint Goethe, könne der Dichter (denn von ihm ist doch wohl vorzüglich die Rede) nicht ohne die Mundart auskommen, in ihr muß die Dichtkunst ihren Atem schöpfen, wenn sie leben will. Wenn wir Goethes Sprache in seinen Jugendwerken beobachten, so werden wir auf Schritt und Tritt gewahr, wie er Ausdrücke und Worte aus der Volkssprache gebraucht, neue, kräftige, unabgenutzte Worte, die seiner Dichtersprache eine unvergängliche Kraft und Jugendfrische verleihen. So ist's auch nicht verwunderlich, daß dieser Allgewaltige, der die deutsche Sprache wie keiner vor ihm und keiner nach ihm beherrschte, solch hohe Meinung von der Mundart hat.

Ist es da nicht handgreiflich, daß nicht alle Gebildeten glauben, die Mundarten seien eine verdorbene deutsche Sprache, ja gerade im Gegenteil alle Gebildeten und Gelehrten, die sich ernstlich mit der Sprache beschäftigt haben, sind der Meinung, daß sie schön, gut und für die Wissenschaft und die Dichtkunst von unschätzbarem Werte sind.

Wie steht es nun damit, wenn gesagt wird, unsere Mundarten seien ein verdorbenes Schriftdeutsch und die Gebildeten täten sich deshalb schämen, die Mundart zu sprechen. Wenn schon die Mundarten von den Gelehrten so hoch gehalten werden, wie wir oben gesehen haben, da ist es doch deutlich, daß sie nichts Verdorbenes und Schlechtes sind; — denn wer wird denn etwas Verdorbenes und Schlechtes hochhalten? Aber hören wir auch zu diesem Punkte einmal einen Gelehrten mit an, nämlich A. Schleicher, den berühmten Schüler und Nachfolger des Begründers der vergleichenden Sprachwissenschaft F. Bopps. Schleicher sagt: „Die Mundarten sind die natürlichen nach den Gesetzen der geschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache“. Nach Gesetzen? Ja, die Sprache ist veränderlich und unsere heutige Sprache unterscheidet sich sehr von der deutschen Sprache, wie sie vor 500, 600, 700 und sogar 1000 und noch mehr Jahren gesprochen wurde. Vergleicht zum Beispiel mittelhochdeutsch **hans**, **wiu** mit dem heutigen **Haus**, **Wein**. Aber diese Veränderungen gehen nach gewisser Ordnung, nach gewissen Gesetzen vor sich; diese Gesetze aber werden von der Sprachwissenschaft festgestellt. Und nach solchen Gesetzen sind auch unsere Mundarten entstanden. Da wärs uns doch mal wichtig, solch eine Regel zu sehen. Eine solche Regel kennen wir ja schon, das ist die nämlich, daß dort, wo das Altdeutsche einen **langen u-Laut** oder einen **langen i-Laut** in der Hauptsilbe hatte, unsere Mundarten **au** oder **ai** haben. Z. B. mhd. **muus**, **krant**, **muul** — bei uns **Maus**, **Kraut**, **Maul**. Oder mhd. **glic**, **tis**, **scriiben** — bei uns **gleich**, **Is** „Eis“, **schriawe**. Aber das ist ja gerade so, wie in der Schriftsprache! — Ja, so ist es auch. — Aber warum heißt es denn in der Schriftsprache **Fleisch**, **breit**, **teilen** oder **kaufen**, **auch**, **Baum** und in Kraft z. B. **Fleisch**, **braut**, **baale** und **kaufe**, **aach**, **Baam**, und warum lauten dieselben Worte in Boaro, Orlowskoi, Jost: **Fleisch**, **breet**, **deeln** und **goufn**, **ouch**, **Baam**?

Das einmal ist es in unseren Mundarten gerade so wie in der Schriftsprache und das andere mal solch ein Unterschied. „Den Unterschied haben wahrscheinlich die Mundarten eingeführt und haben die Schriftsprache auf diese Art verdorben“, wird mancher sagen. Sagen wird ers, aber gerade so sicher wie ers sagt, gerade so sicher irrt er sich. Nicht die Mundarten haben den Unterschied herbeigeführt, sondern im Gegenteil: die Schriftsprache hat den Unterschied, der von jeher in der deutschen Sprache vorhanden war, verwischt. Es hat nämlich im Mittelhochdeutschen (vom 11.—15. Jahrhundert) wohl **hans**, **krant** geheißen, aber für **kaufen**, **auch**, **Baum**, sagte man **kaufen**, **ouch**, **boum** und für **Fleisch**, **breit**, **teilen** sagte man **fle-isch**, **bre-itt**, **te-ilen**. (Man sprach also nicht **ai**, sondern **ei**, russ. **ai**, wie man ja jetzt noch **ei** schreibt). „Ai, des wär jo so wi di Katharinenstädter schwedse! Do deete di wol noch se schwedse wi in Daitchland fer (vor) für-fines hunert Johr geschweht hot?“ Nun, was diese Wörter und ähnliche mit **ei**, **ou** anbelangt, ja! So hätten wir nun schon ein zweites Gesetz vor Augen: wo das Mittelhochdeutsche **ei** (**te-ilen**) und **ou** (**boum**) hatte, da haben unsere Mundarten teilweise **aa** (**baale**) und **aa** (**Baam**),* wie in Kraft, Balzer, Seelmann u. a., teilweise **ee**

*) Dual (Teil), **Baam** haben wir auf der ganzen Bergseite (nur Hussenbach und Stephan ausgenommen, wo mhd. **e** als **ee** ausgesprochen wird, also **deele** „teilen“, **Gees**, **Geis**, **Biege**); auf der ganzen Wiesenseite von der Neu-Kolonie bis Brabander (Jost ausgeschlossen, wo es **Baam** und **deeln** heißt) am Dorgin und in vielen anderen Orten, z. B. Kind, Ober-Monjou, Nieder-Monjou, Schaffhausen, Schönbach u. a. Vergleicht die beiliegende Karte, wo auch noch andere Eigentümlichkeiten der Mundarten der Mutterkolonien verzeichnet sind.

(*Deele*) und *ou* (*Boum*), wie in Katharinenstadt, Boaro, Fischer, Jost, Orlowskoi, Urbach und einigen anderen, teilweise aber *re* (*deele*, teilen) und *aa* (*Baam*), wie in den katholischen Dörfern am großen Karaman (Mariental, Lui, Rohleder, Graf, Herzog), in Stephan und Hussenbach auf der Bergseite, in Náb, Winkelmann u. a.

Sehen wir uns das Gesagte nochmals auf andere Weise an.

Mittelhochdeutsch:	Volgadeutsche Mundarten:	Schriftdeutsch:
1. <i>ii</i> : <i>wiis</i> , <i>schriiben</i>	1. <i>ai</i> : <i>wais</i> , <i>schrauwe</i>	1. <i>ai</i> : <i>weiß</i> , <i>schreiben</i> ,
2. <i>uu</i> : <i>huus</i> , <i>fruu</i>	2. <i>aa</i> : <i>Haus</i> , <i>Kraut</i>	2. <i>au</i> : <i>Haus</i> , <i>Kraut</i>
3. <i>e-i</i> : <i>fle-isch</i> , <i>bre-it</i>	3. 1) <i>re</i> (Jost, Boaro, Mariental u. a.) <i>Fleesch</i> , <i>breet</i>	3. <i>ai</i> : <i>Fleisch</i> , <i>breit</i>
	2) <i>aa</i> (Kraft, Balzer, Seelmann u. a.) <i>Flaasch</i> , <i>braat</i>	
4. <i>ou</i> : <i>koufen</i> , <i>boum</i>	4. 1) <i>ou</i> (Jost, Boaro u. a.) <i>goufn</i> <i>Boum</i>	4. <i>au</i> : <i>kaufen</i> , <i>Baum</i>
	2) <i>aa</i> (Kraft, Seelmann, Balzer, Mariental u. a.) <i>kaafe</i> , <i>Baam</i>	

So sehen wir denn eigentlich, es sind nicht zwei, sondern ganze vier Gesetze: für jeden Laut besteht ein eigenes Gesetz. Da hat man es klar vor Augen: unsere Mundarten entwickeln sich nach gewissen Gesetzen, die sich wohl bestimmen lassen. Sie haben immer noch den alten Unterschied zwischen *ei* und *ii* (*braat*, *weiß*) einerseits und *uu* und *ou* (*Haus*, *Baum*) andererseits bewahrt; die Schriftsprache aber hat an Stelle der vier alten Laute *uu*, *ii*, *ei*, *ou* nur noch zwei: *ai* — geschrieben *ei* — und *au* (*breit*, *weiß*; *Haus*, *Baum*). Also lebt die Schriftsprache nach einem Gesetze, die Mundarten nach einem anderen Gesetze. Und die Gesetze und Regeln, nach denen die Schriftsprache lebt, sind nicht besser und auch nicht schlechter als die Regeln, nach denen die Mundarten leben.

Nur wer von dem Leben der deutschen Mundarten, die alle miteinander mit der Schriftsprache zusammen erst das ausmachen, was wir die gesamte deutsche Sprache nennen, nur wer also von dem Leben der deutschen Sprache nichts weiß, der kann glauben, daß die Mundarten etwas Verdorbenes seien, und daß man sich schämen muß, in der Mundart zu sprechen. Sollten sich denn aber auch wirklich die Gebildeten schämen, in der Mundart zu sprechen? Nun, wenn sie weit nicht alle glauben, daß die Mundart etwas Verdorbenes sei, so werden sich wohl auch weit nicht alle schämen, dieselbe zu sprechen. Und es ist auch wirklich so. Ich kenne eine ganze Reihe von Dorflehrern, Schulmeistern, Schreibern, Beamten, sowohl Kommunisten (Mohr, Schwab u. a.), als auch Unparteiische, die ihre Dorfsprache lieb haben und die sich nie geschämt hatten sie zu sprechen. Nun gut, das sind Dorfleute! Aber die Stadtleute? Nun ja! hier gibt es ja viele, die das Schriftdeutsche nachäffen wollen, aber auch so manchen der anders handelt — ich nenne nur Lektor P. Sinner und Dozent A. Lonsinger, beide tätig an der Saratower Universität, die haben sich noch nie geschämt, die Mundart zu sprechen, — ja im Gegenteil sie sind stolz darauf, daß sie ihre Heimatmundart noch so gut beherrschen. Und wie stehts im Auslande? Nun, um uns kurz zu fassen: es sprechen in der Schweiz, im Elfaß, in Baden, in Oesterreich, in Bayern und in vielen andern deutschen Ländern nicht nur die Bauern die Mundart, sondern es ist durchaus keine Seltenheit, wenn der Arzt, der Advokat, der Prediger, der Richter, der Student und schließlich auch der Professor neben der Schriftsprache, die ja selbstverständlich jeder Gebildete kennt und kennen muß, auch noch die Mundart spricht. Ja noch mehr: die Dichter schreiben Lieder, Erzählungen, Romane, Dramen in der Mundart, und ihre Gedichte (Klaus Groth), ihre Erzählungen und Romane (Fritz Reuter), ihre Dramen (Gerhardt Hauptmann) gehören zu dem Allerbesten, was deutsche Dichter je geschaffen haben. Man ist mit Recht stolz auf diese mundartlichen Dichter.

Vielleicht sagt ihr, daß ich dem Manne, der zu Anfang seine Gedanken über unsere Mundarten so vor sich hingedacht hat, zu viel Aufmerksamkeit schenke, und daß er, wenn er gleich nicht recht hatte, doch seine Sache ziemlich kurz gemacht hat. — Das ist es eben! Da habt ihrs ja vor Augen wie leicht etwas schlecht gemacht ist, und wieviel Mühe es kostet, die Sache wieder gut zu machen!

Da hat er schon gleich wieder eine Behauptung, mit der ich doch gar nicht einverstanden sein kann, nämlich: in Deutschland wird garnicht so gesprochen wie in unseren wolgadeutschen Dörfern.

Aber das wissen doch viele von unseren Soldaten, die in Deutschland in der Kriegsgefangenschaft waren, daß dort in den Dörfern stellenweise gerade so gesprochen wird, wie bei uns, an andern Orten aber wieder anders. Ja, ihr werdet ja auch selbst hier in Rußland erfahren haben, wenn ihr Kriegsgefangene aus Deutschland und aus Oesterreich im Dorfe hattet, daß die Sprache der Deutschländer vielfach fast gerade so, manchmal aber auch ganz so war wie die Sprache unserer Bauern. Da wären ja über die Meinung, daß unsere wolgadeutschen Bauern nicht so sprechen, wie man in Deutschland mancherorts im Dorfe spricht, nicht viel Worte zu verlieren, aber da wir versprochen haben, alles recht handgreiflich zu schreiben und zu beweisen, so soll hier gleich ein Beispiel folgen. Aus dem Beispiel aber seht ihr, daß man nicht nur heute, sondern auch schon vor 100 Jahren und noch früher, in Deutschland im Dorfe ebenso gesprochen hat, wie man bei uns im Dorfe spricht. Wo hab ich das Beispiel her? Nun, wenn ihr so neugierig seid und auch das noch wissen wollt, da müßt ihr noch ein bißchen warten auf das lustige Stücklein, das ich euch mitteilen will. Zu der Zeit nämlich, als die weltberühmten Gelehrten Franz Bopp, Jakob Grimm und Wilhelm Humboldt — also vor 100 Jahren — eine neue Wissenschaft begründeten, die Sprachwissenschaft, da lebte in dem damaligen Königreich Bayern ein Offizier mit dem Namen Johann Andreas Schmeller. Er ist nicht so berühmt, wie Jakob Grimm und die anderen, aber sicher ist es, daß er ein grundgelehrter Mann war und von der Bauernsprache, von den Mundarten mehr verstand, als alle Gelehrten seiner Zeit zusammen genommen. Dieser Johann Andreas Schmeller hat nun in der Stadt München, im Jahre 1821, ein Buch erscheinen lassen, durch welches er der Begründer der deutschen Mundartenforschung wurde. Das heißt: „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. Beigegeben ist eine Sammlung von Mundart-Proben, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Sing-Stückchen, figürlichen Redensarten und dergl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs, nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht dieser Dialekte“. Wie aus dem Titel dieses auch jetzt noch nicht veralteten, auch jetzt noch wertvollen und für den Gelehrten auch jetzt noch notwendigen Buches zu ersehen ist, bringt es auch „Mundart-Proben“ aus ganz Bayern. So sind denn auch Proben aus der Bayrischen Rhein-Pfalz gegeben. Und wenn die Probe, die ich jetzt bringe, auch nicht in jeder Hinsicht mit unseren Mundarten übereinstimmt, so hat sie doch die größte Ähnlichkeit mit den Mundarten der katholischen Dörfer am Karaman*) (Mariental u. a.).

Und jetzt kommt die Erzählung, die bei Schmeller auf S. 435—437 abgedruckt ist

Dialekte am Mittel-Rhein.

(An der Lauter, im Holzland),

Der Bote in die andere Welt.**)

Es hot e mol e Fraa geleebt, un die isch (ist) sehr reich geweest. Do isch er ier ee'zichere (ihr einziger) Suh' (Sohn) g'schdorb. Un von der erste Schdun an isch se ganz ferweert im Kopp wor und zait'e'wais nimme recht bei m Verstand geweest. Do isch e Mol ir Mon (Mann) ausgang; do hot e resnder Hondwärtsporscht bei er ongekloppt um e Zeer-Benning***) un um eebbes warmes se esse. Si lost en enin kumme', un gebt m Supp und Brod un e Schdik vum gistriche Brode, un saet zunem: „Gudr Fraind, ich sih wul, das er wait in der Welt erum rest (reiset). Mai' Suh' (Sohn) isch aa (auch) wait furt gereest, bis an die aner (andere) Welt isch er gereest. Isch er net zu emm kumm uff em Weeg?“ „Jo, er isch zu mer kumm, er leidt (leidet) Hunger und Dorst, un lost aich saa (sagen), daß er em e Pelzroef schicken un e Paar Himder un elf awer zwelf Gile (Gulden) Geld.

Gärn! saet die Fraa. Und do neunt se ne Kock vun ire Mon saine mit Pelz gefidert, un e Him (Hemd) un zwee Gile (Gulden) Geld un bindt alles zsammen in e Laintuch un geebt em de

*) Bzgl. saet, geleet, frooe, g'schdih, mit g — Ausfall; g'schdorb, ausgang, saa gelaß, hergeb, g'schprung, geritt, gang, kum, miß „gemüßt“, u. a. endungslose Partizipia; hem, fle', zwee, gereest mit ee, e = mhd. ei; aa = mhd. ou: laafen 2 pl., Fraa; g'istrich-gestrigen mit i und andere.

**) Ich bringe den Text der Erzählung in einer vereinfachten Umschreibung, da aus typographischen Rücksichten die Schreibung Schmellers nicht beibehalten werden kann.

***) Pfennig = 1/2 Kopfe.

Bindel, un saaf zu em, er soll sich tapper furt mache, een (ehe) er Monn hem kummt, der teet im widder alles neme'. Der Porscht hots sich net zweemal saa geloß und isch furt gang met (mit). Das Ding war gut, do kummt der Monn hem: und die Fraa hots em verzählt das se n item Suh' eebbes geschickt hat. Das isch widder e hibische Geschicht, dinkt (denkt) sich der Monn bei sich seelwert. Un wail er gement hot, sai' Fraa het gar vel Geld hergeeb, do hot er sich gleich uf e Gaul gsetzt un isch dem Porscht no (nach) geaaf, un hots em widder abneme wele. Wi der Schelm de Raider hot si (sehen) no (nach) kumme, do hot er de Bindel hiner e Heek versteekt, un isch uf der Stroos schdi'e blib und hot si (sich) uf de Schdecke geleet (gelegt), as (als) wann er ruhe (ruhen) teet.

Der Monn isch tapper dehar geaaf, un hot in gfroot (gefragt), eb (ob) er ke Porsch gesi hot meme' (mit einem) waiße Bindel? Jo, ich hon een gfi (gesehen), saaf der Schelm, der isch mit sai'm Bindl da iwer de' Zau' gschprung, wi er aich gesi hot. Laafen em (laufet dem) Wald zu, dann krikt (kriegt) er n noch. Der Herr isch gleich vum Gaul eruner gschdi (gestiegen), un hot de Gaul em Porsch zu heewe geeb.

Un wi der Herr in de Wald geschprung isch, hot der Schelm de Bindl uf de Buckel genomn, un setz sich uf de Gaul un isch furt geritt. Wi dr Herr nimand im Wald fun hot (gefunden hat), da isch er widder serick gang un hot hem raide welle. U wi er eraus isch kum, hot er ke' Gaul mi' gfi, un hot miß (müssen) se Fuß hem gihe. „Ja, ich hon en fun, un hon em miß' Geld geb, un honem aa (auch) noch mai' Gaul geschinkt (geschenkt), daß er eherst r zu unserm Suh' (Sohn) kummt.“

So steht es also mit der Bauernsprache in Deutschland, ja sie ist der unsrigen mancherorts noch viel ähnlicher, aber ich habe jetzt gerade keine bessere Probe unter der Hand. Ist es da nicht handgreiflich, daß die Meinung, daß man in Deutschland in den Dörfern nicht so spricht wie bei uns, eine grundfalsche ist? Wenn das so ist, so wären wohl bei dem Lobe, das von den Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern auf die Mundarten ausgesprochen wird, auch unsere wolgadeutschen Mundarten gemeint? Selbstverständlich doch. Ihr seht schon wohl, daß ich die obige Probe nicht nur als heitere Unterbrechung der ernstern Betrachtungen gebracht habe. Diese kurze lustige Erzählung, dieser Schwanke, oder besser: die Sprache dieses Schwankes belehrt uns aber noch eines anderen. Sie beweist nicht nur daß unsere Bauernsprachen gerade so sind, wie die in Deutschland oder ihnen doch sehr ähnlich, sondern auch noch, daß die deutschen Wolgabauern ihre Sprache, ihre Mundarten, so wie sie jetzt sind, gerade so oder ähnlich so, aus Deutschland mitgebracht haben. Denn allem Anscheine nach haben sich unsere Mundarten in ihrer Aussprache, in ihrem Lautbestande nicht verändert. Wenn bei uns kaase für schriftdeutsch kaufen gesagt wird, so finden wir diese Aussprache in Hessen, in der Rhein-Pfalz, im Norden von Baden und Bayern und sonst in Deutschland wieder. Sagt man bei uns Baa' „Bein“ (d. h. den a-Laut gedehnt und durch die Nase gesprochen, so finden wir dieses genäselte lange a auch wieder in Hessen, Baden u. s. f.

Ebenso gibt es wohl keine Biegungsformen, die nicht auch schon in reichsdeutschen Mundarten vorhanden wären; ob es nun heißt gebrunge „gebracht“ (zu bringen) gewest „gewesen“ (zu sein); s gong „es ging“ (zu gehen); ich sin, ich sain „ich bin“, so finden sich diese Formen auch wieder in reichsdeutschen Mundarten.

Das bedeutet nun aber doch nicht, daß unsere Mundarten alle gerade so sind, wie die Mundarten in Deutschland, denn eine Sprache, eine Mundart kann sich nicht nur von sich aus verändern (wie z. B. der Uebergang des altdeutschen **ii**, **uu** in **ai**, **au**) sondern auch so, daß sie sich mit einer anderen vermischt: auf diese Art entstehen Mischmundarten (und Uebergangsmundarten). Wohl die meisten von unseren Mundarten sind Mischmundarten, die so entstanden sind, daß sich zwei oder mehrere aus Deutschland in ein Dorf mitgebrachte Dialekte vermischt haben. Aber, wenngleich unsere Mutterkolonien schon über 150 Jahre bestehen, so sind doch nicht in allen Dörfern die aus Deutschland mitgebrachten verschiedenen Mundarten restlos verschmolzen. So sagt wohl in Grimm der Bursche aus dem Unterdorfe: „wan ich dr uf die Noos schloog, kriiste (kriegst du) e Noos wie Woogerood,“ aber der Oberdörfer sagt hier überall a: „wan ich dr uf die Naas schlaag, kriiste e Naas wie e Waagerad“. Wenn wir aber unsere Tochterkolonien nehmen (Neu-Weimar, Blumenfeld, Schöntal, Sichelberg u. v. a.), so ist es da meistens der Fall, daß in einem Dorfe mehrere Mundarten eine zeitlang nebeneinander bestehen. Dann aber fängt die schwächste (es braucht nicht immer die geringste an Zahl zu sein!) an, ganz zu schwinden, oder aber die Mundarten fangen an, miteinander zu verschmelzen, und so entsteht eine neue Mundart, eine Mischmundart.

Nach dem, wie die neuen Mischmundarten in den Tochterkolonien entstehen, kann man sich ungefähr ein Bild davon machen, wie sie früher in einem Teile der Mutterkolonien entstanden sind, z. B. in Seelmann, und ich will euch auch gleich ein Beispiel geben. In Blumenfeld wohnen Leute aus verschiedenen Dörfern. Die meisten sind aus Kraft, dann sind einige aus Dreispitz, Tscherbakowka, Warenburg und anderen Dörfern. Auch ist dort eine Familie aus Kuffus. Nun bildet sich aber entschieden eine Mischmundart heraus.

Nehmen wir mal einen Satz in den Mundarten von Kraft, Warenburg, Kuffus, Tscherbakowka:

K r a f t. Des is e moule grousgowl! wu houft de dan die häär?

W a r e n b u r g. Des is e mole gruuugowl! wu hoste dan die häär?

K u f f u s. Des is e mole gruuugawl? wu hoste dan die häär?

T s c h e r b a k o w k a. Des is e mole grooosi gawl! wu hoschte si dan häär?

„Gruus“ sagen nur noch einige alten Warenburger und Kuffuser. Die Jugend spricht grousg.

Ebenso schwindet, oder ist schon im gänzlichen schwindet „grooosi“ (mit langem offenem o und Schluß i) „hoschte“ stirbt auch gänzlich aus. Fast gleichberechtigt sind „gowl“ Gabel bei den einen und „gawl“ bei den andern. Aber das Krafster „gowl“ weicht immer mehr zurück vor „gawl“. Und so wie jetzt die Umstände sind, scheint es mir nicht zweifelhaft, daß zuletzt alle nur noch „des is e mole grousgowl! wu hoste dann die häär?“ sprechen werden. Es verschwindet also in unserem Falle die Aussprache, die der Schriftsprache am unähnlichsten ist: gruuus, grooosi, gowl. (Es ist dies aber durchaus nicht immer der Fall). So hat jede von den vier Mundarten etwas verloren und jede etwas neues übernommen. Jede hat sich verändert — und so ist eine Mischmundart*) entstanden, die wohl mancher anderen, die vielleicht auch keine Mischmundart ist, sehr ähnlich sieht.

Jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß wir noch an zwei Punkte kommen, über die unser Mann im Anfang nachgedacht hat. Erstens über den Gebrauch der russischen Wörter und zweitens darüber, daß unsere Mundarten plattdeutsche sind. Aber ehe die russischen Wörter an die Reihe kommen, wollen wir doch noch ein wenig über die Veränderungen unserer Mundarten nachdenken. Die Sprache verändert sich nicht nur dadurch, daß, wie schon oben erwähnt, ihre Laute sich verändern (althochdeutsch *hans*: neuhochdeutsch *Haus*) oder sie ihre Formen verliert (wie die Tscherbakowker in Blumenfeld die Form *waisi*, *grooosi* verloren haben) oder aber auch neue Formen gewinnt, sondern die Sprache verändert sich auch dadurch, daß sie alte Wörter verliert und neue hinzubekommt. Da haben sich nun unsere wolgadeutschen Mundarten ziemlich stark verändert, denn sie haben sehr viele neue Wörter hinzubekommen. Erstens sind neue deutsche Wörter hinzugekommen, und nämlich solche, die es vielleicht auch in Deutschland nicht gibt und also von unseren Bauern erfunden und geschaffen sind. Z. B. Treetwage-Tretwagen (Blumenfeld u. a.), Raitwage (Neu-Weimar) in der Bedeutung von Fahrrad. Feierwaage-F Feuerwagen 1. Lokomotive 2. Auto. Letzteres wird auch Schpringwaage-Springwagen geheißen (diese Benennung habe ich in Friedenbergl gehört). Ebenso: Lambeel-Lampenöl „Petroleum“. Pifer, Piwer „Ziefelmäuse“ so genannt nach ihrem Pfeifen. Wenn es solcher Wörter auch nicht viele gibt, so sind sie doch ein Beweis für die sprachliche Schöpferkraft und somit für die Tüchtigkeit und Lebensfähigkeit unserer wolgadeutschen Bauernsprachen. Auch aus der Schriftsprache sind nach der Einwanderung neue Wörter in unsere Mundarten gedrungen: Luftschiff, Eisenbahn (aifebahn, aifebah', aifeboh').

Aber die größte Veränderung in ihrem Wortschatze haben unsere Mundarten dadurch erfahren, daß sie eine nicht geringe Menge von russischen Wörtern aufgenommen haben. Meine Sammlung von russischen Lehnwörtern in den verschiedenen Mundarten enthält etwa 800 Wörter. Nun darf man sich aber nicht vorstellen, als ob unsere Bauern auf Schritt und Tritt russische Wörter gebrauchten. Man kann sich wohl stundenlang unterhalten mit einem Bauern, ohne ein russisches Wort zu hören. Doch bei manchen, die sich was drauf einbilden, kommen sie oft haufenweise vor. Daß solche Wörter, wie *Arbuus*, *Arbuse* а́рбуз; *Samwaar*, *Sumwaar* са́мовар; *Pristaf*, *Stanewoi* ста́новой приста́в und viele ähnliche entlehnt werden, braucht uns nicht Wunder zu nehmen, denn diese Wörter bezeichnen etwas Neues, was den Deutschen, die im 18. Jahrhundert nach Rußland herüber kamen, in Deutschland noch

*) Alle Einwände, die in diesem Aufsätze unser vermeintlicher Gegner macht, sind in dieser neuentstandenen, aber noch nicht völlig zum Siege gelangten, Mundart des Dorfes Blumenfeld gegeben. Ueber diese meine Heimatmundart hoffe ich in nächster Zeit eine Arbeit erscheinen lassen zu können, in der ich, nebst einer genauen und möglichst ausführlichen phonetischen (lautlichen), lautgeschichtlichen und grammatikalischen Beschreibung, auch die Frage der Entstehung einer einheitlichen Mischmundart behandeln werde.

nicht begegnet war: für die neue Sache wird ein neues Wort entlehnt. Und doch muß ich hier gleich sagen, daß unsere Bauern auch in diesem Falle teilweise neue Wörter geschaffen haben. In Jost heißt die Arbufe Wassermelone; Petroleum zu russisch газ, керосин heißt in Blumenfeld Lampeel-Lampendöl und Lichtfett; in Kraft auf der Bergseite Lichterfett. Wenn also etwa 800 Wörter in unseren Mundarten aus dem Russischen entlehnt sind, so bedeutet das keinesfalls, daß sie alle 800 auch zugleich in jedem Dorfe vorkommen. Zudem ist, soweit mir bekannt, kein einziger neuer Laut aus dem Russischen in unsere Mundarten gedrungen: der russische пряник Prjänik (eine Sorte Lebkuchen oder süßen Gebäcks) heißt bei uns Greenik; russisches вотои Wotol, Watol ergibt bei uns (Blf. u. a.) Wadol „grobes Gewebe“ Кабак ergibt Kawak. Also statt der russischen p, t, b ein b, d, w, wie es die Gesetze der mundartlichen Aussprache verlangen. Aber ich sagte ja, es sei nicht verwunderlich, daß Wörter wie Samwar, Bud „Bud“ entlehnt werden. Was ist denn aber verwunderlich? Verwunderlich ist (aber selbstverständlich nicht zu sehr), daß russische Wörter auch dann entlehnt werden, wenn eine Sache von jeher bei den Deutschen bekannt war und ein gutes deutsches Wort zu ihrer Benennung vorhanden war, und dann dennoch ein russisches Wort anstatt eines deutschen gebraucht wird: So, wenn anstatt des Grußes guten Tag, guten Morgen gesagt wird strastje здравствуйте! oder wenn man anstatt ich bitte euch! ich bit aich! (Ausruf der Verwunderung) das Wort baschalesta! пожалуйте! gebraucht, das ist verwunderlich*). „Soo, do kint jo der Mann, der wu oofangs unser Schprooch so gescholle (gescholten) hot, doch noch emol an die Raib. Un mer hadde geglaabt, ehr het n ganz fergese“ — Rein, diesen Mann, der geglaubt hat, es sei so schön, russische Wörter in die deutsche Sprache einzumischen, und sich dabei noch auf den Vorsitzenden im Sowel berufen hat, den habe ich in keinem Fall vergessen. Und weil wir beiderseits zu rechter Zeit an den Mann gedacht haben, so wissen wir auch schon, warum unsere Bauern auch dann russische Wörter gebrauchen, wenn gute und passende deutsche Wörter da sind, mit denen man seine Gedanken ganz vortrefflich ausdrücken kann: unser Mann, der Vorsitzende im Sowel, an den unser Mann gedacht hat und mit ihnen viele andere glauben, es sei schön, wenn man in seine deutsche Rede russische Wörter hineinmische. Aber ist es denn auch wirklich so schön, wie die Leute glauben? Ich glaube, es ist ganz unschön, wenn man russische Wörter in die deutsche Sprache ohne Not hineinmischt. Nun, die russische Sprache ist wohl nicht schön? Das behaupte ich ja garnicht, daß die russische Sprache schlecht ist. Sie ist gut und schön gebaut, ebenso, wie auch die deutsche Sprache und auch unsere Mundarten gut und schön gebaut sind. Aber, daß etwas schönes herauskommt, wenn man die russische und die deutsche Sprache wie Kraut und Erbsen durcheinander mengt, das glaube ich nicht. Und da merkt euch mal ein Beispiel. Man baut aus Holz ganz gute Häuser. Aber auch aus Lehm (Lahme) kann man ganz gute und dauerhafte Häuser bauen. Aber was würdet ihr zu dem Manne sagen, welcher herginge und auf einmal aus seinem hölzernen Hause mitten aus dem Bau ein großes oder kleines Stück heraussägte und nun in das Loch Lehmsteine hineinsteckte und sich dazu noch die Mühe gäbe, die Lehmsteine so zu behauen und zu verschmieren, daß sie so aussähen, wie ein Baustück; oder auch umgekehrt: der Mann hat ein Lehmhaus, aber weil die hölzernen Häuser auch schön sind, geht er her und zersägt Baustücke zu viereckigen Klößen, sodas sie die Form eines Lehmsteines bekommen und reißt nun mitten aus dem Lehmhaus ein Stück heraus und setzt die Holzklöße hinein. Ihr würdet sicher und gewiß sagen: „No des wär jo en Narr! Hot mer dann aach Lait, die wu so ehre Haiser verunziern. So was hot mer jo noch gar net erleebt.“ Aber wenn man den schönen Bau der Sprache gerade auf dieselbe Art behandelt, wie in unserem Beispiele der Mann sein Haus, ist es da nicht handgreiflich, daß man seine Sprache nur verschlechtert und verunziert? З. В. Baschalašte, Gum, guf nar mool, wi sich die Rewede do rom barodse: des Noode is schon ganz malak un hod ewer ach gar la Sile meh'. Und wenn ihrs nicht glaubt, daß das unschön ist, so geht und fragt die Russen und hört wie sie urteilen. Sie lachen sich aus über die Deutschen, die auf Schritt und Tritt russische Wörter in ihre Sprache hineinstecken und sie noch dabei schlecht aussprechen, und sie haben vollständig recht.

„No, des loßt nar mol gut sai! s kennt jo aach wärklich net schee' (schön) sai', wamr ohne alle Rout ruschische (russische) Wädr gebraucht. Ewr der Mann dem wu s so gefolle hat, das manche Lait s Ruschische uns Daitische darichenanermantsche, wie Kraut un Erwes, der hot doch aach (auch) geglaabt, unser Schprooch wär plattdaitisch?“

*) Näheres in meiner größeren Arbeit über die russischen Entlehnungen in den wolgadeutschen Mundarten.

Jetzt kommt ihr mir schon wieder mit dem Mann! Aber er hat mir wirklich schon so viel Mühe und Arbeit gemacht, der Mann, daß ich mich jetzt mal ganz kurz fassen will. Und da sage ich denn zu seiner Meinung: „Nein! unsere Sprache ist hochdeutsch! Und alle unsere Mundarten sind hochdeutsch, außer der Sprache der Mennoniten.“

Nun, was ist denn da plattdeutsch? Wer es gern wissen will, was plattdeutsch ist, dem kann ich es sagen. Plattdeutsch ist z. B. die Sprache der Mennoniten. Und wie die Mennoniten sprechen, werden ja schon viele gehört haben. Aber nicht jedermann hatte die Möglichkeit, einen Mennoniten zu hören, und weil ich versprochen habe, alles recht klar und handgreiflich zu zeigen und zu beweisen, so will ich gleich ein wenig Mennonitisches anführen*) damit ihr auch seht, was Plattdeutsch (Niederdeutsch) ist.

Dou kohla en den oowa, dat de maalk boult tou kooka anfangt.

Tue Kohlen in den Ofen, daß die Milch bald zu kochen anfängt.

De aat de aije eme ohne salt on pepa.

Er ißt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.

Miin lewet kind bliif hi one schdohne, sonst biita dii di jänts duut.

Mein liebes Kind bleib hier unten stehen, sonst beißen dich die Gänse tot.

Ek sii bii de fruu jewese. — Ich bin bei der Frau gewesen.

Da seht ihr doch vor Augen, daß zwischen unseren hochdeutschen Mundarten und dem Niederdeutschen ein großer Unterschied ist. Was ist nun Hochdeutsch und was ist Niederdeutsch? oder besser, was für ein Unterschied ist zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch? Das lehren uns teilweise die Worte: **ton zu, kooka kochen, Pepa Pfeffer, biita beißen, ek „ich“ Salt „Salz“**, nämlich 1) wo das Niederdeutsche **t** und **p** im Wortanfang vor Selbstlauter (a, e, i, o, u, ö, ü) hat, da hat das Schriftdeutsche **z** und **pf**: **ton zu, Pepa Pfeffer**. Die hochdeutschen Mundarten aber haben anstatt des **p** im Wortanfang entweder **f**, wie bei uns Orlowskoi, Boaro, Jost, Katharinenstadt, Urbach u. a., oder dasselbe **p**, wie in den meisten Wolgakolonien: also **Feser** (Orlowskoi u. a.), **Peser** (auf der ganzen Bergseite; am Tarlyk, außer Jost; am Torgun, am Karaman in den katholischen Dörfern und sonst) oder auch **pf**—, wie das Schriftdeutsche 2) wo das Niederdeutsche mitten im Worte zwischen zwei Selbstlautern oder am Wortende nach einem Selbstlauter **k, t, p** hat, da hat das Hochdeutsche (mit einer nicht zu großen Ausnahme für **t**) **ch, ff** (**f**): **kooka kochen, ek ich; biita beißen, lewet liebes; Pepa Pfeffer**. 3) hat das Niederdeutsche im Wortinnern nach einem Mitlauter **t** so hat das Hochdeutsche hier **z**: **nd Salt- hd. Salz**. Ich will es hier beiläufig nicht verschweigen, daß diese Regel gerade der Jakob Grimm, von dem wir schon früher gesprochen haben, entdeckt hat. Nun steht es aber in Deutschland so, daß im Norden niederdeutsch gesprochen wird, ähnlich dem Mennonitischen d. h. **kooka, biita, Pepa „Pfeffer“, ton zu, Tiid Zeit, Salt**; auch ist festgestellt, daß diese Art zu sprechen, das Niederdeutsche, bis zu der Linie Limburg—Aachen—Düsseldorf am Rhein,—Kassel an der Weser,—Magdeburg an der Elbe,—von da längs der Elbe bis Griebau,—nördlich von Wittenberg,—südlich von Frankfurt an der Oder,—Birnbaum (Vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache 1911, wo die Grenze genauer angegeben ist) reicht. Südlich dieser Linie, die von West nach Ost zieht, spricht man hochdeutsch, also: **kochen, beißen, Zeit, zu, paifen, faifen** oder **pfaffen** je nach der Mundart.

„Ja, was geht uns Wolgadeutsche diese Linie an?“ wird mancher sagen. Sehr viel geht sie uns an und eben deshalb, weil alle unsere Wolgadeutschen — die Mennoniten natürlich nicht mit einbegriffen, die sprechen ja niederdeutsch — hochdeutsch sprechen, nämlich **koche, baife, paife** oder **faife, Salz** u. a., und man also daraus schließen kann, daß der größte Teil von ihnen, wenn nicht fast alle, aus dem Teile Deutschlands stammen, der im Süden von der oben angegebenen Linie liegt. So stellt sich auf einmal heraus, daß die Kenntnis unserer Mundarten sehr wichtig ist für unsere Geschichte. Auch ohne unsere Einwanderungslisten könnten wir ziemlich sicher sagen, daß der größte Teil unserer Voreltern aus dem hochdeutschen Teile Deutschlands stammt. Selbstverständlich ist, daß die Einwanderungslisten es uns pünktlicher als die Sprache sagen. Aber wenn z. B., die Einwanderungslisten teilweise, wie das mit Grimm der Fall ist, oder ganz verloren sind? Ja dann ist eben die Sprache fast das einzige uns hier in Rußland zugängliche Mittel, die Heimat der Grimmer in Deutschland zu

*) Aus meinen Aufzeichnungen von der Lehrerin Helene Jaugen aus Köppental.

bestimmen. Ja aber was hilft uns denn die Linie Limburg—Aachen—Düsseldorf—Kassel usw., allein wenn wir die Urheimat unserer Väter näher bestimmen wollen? Gibt uns denn unsere Sprache nicht noch andere Mittel in die Hand, die alte Heimat unserer Wolgadeutschen genauer zu bestimmen? Ja selbstverständlich. Neben der Linie, die das Niederdeutsche vom Hochdeutschen trennt, gibt es im Hochdeutschen selbst eine Linie, die dasselbe in zwei Teile teilt.*) Im Norden von dieser Linie heißt es **Appel**, **Neppel** (abl, ebl), **kloppen** (klobbe, klobben) — das sind die mitteldeutschen Mundarten, im Süden davon **Apfel**, **Kloppen*****) — das sind die oberdeutschen Mundarten. Meines Wissens, sagt man in allen unseren hochdeutschen Mundarten Appel, Ebbel (abl, ebl), klobbe, klobbn und somit hätten wir festgestellt, daß unsere Mundarten ihrem Lautstande nach alle mitteldeutsch sind. Und daraus schließen wir weiter, daß unsere Vorfahren in ihrer größten Masse gerade mitten aus Deutschland, aus Mitteldeutschland stammen. So wären wir schon einen guten Schritt weitergekommen. Aber wir können die Heimat des größten Teiles unserer Voreltern noch viel näher bestimmen. Wie aus der beiliegenden Karte ersichtlich, spricht man nämlich auf der ganzen Bergseite und in den meisten Dörfern der Wiesenseite im Wortanfang ein p in den Wörtern **Punt** Pfund, **Pfeffer** Pfeffer, **Pais** Pfeife, **Pflaume** Pflaumen u. a., (also an Stelle des schriftdeutschen pf—). In einem kleinen (bekanntem) Teile: Jost, Boaro, Orłowski, Urbach, Katharinenstadt heißt es **Punt**, **Pfeffer**, **Pais** Pflaumen oder Pflaume***).

So wie der Unterschied in der Aussprache des Anfangslautes in den Wörtern Pfund, Pfeffer, Pflaumen bei uns besteht, so besteht er, wie schon oben gesagt, auch in Deutschland im sogenannten Mitteldeutschen, von dem eben die Rede war. Im Osten, im Ostmitteldeutschen****) heißt es: Punt, Pfeffer, Pflaumen „Pflaumen“. Im Westen, im Westmitteldeutschen heißt es Pund, Pfeffer, Pais, Perd, Pflaume oder Braume (wie im Dorfe Deller). So hätten wir denn festgestellt, daß die Hauptmasse unserer Mundarten westmitteldeutsch ist, und also der größte Teil unserer Vorfahren aus dem Westen des mittleren Deutschlands stammt.

Nun spricht man aber in einem großen Teile des Gebiets der westmitteldeutschen Mundarten (Rheinprovinz, in Luxemburg, im westlichen Lothringen, im nordwestlichen Teil des Rbz. Wiesbaden der Provinz Hessen-Nassau) **wat**, **dat**, **allet** für **was**, **das**, **alles**, was bei den Wolgadeutschen (nebst den Mennoniten) meines Wissens auch nirgends vorkommt. Dieses Gebiet kommt also als Urheimat der größten Masse unserer Wolgadeutschen auch nicht in Betracht. Aber noch ein Teil des Westmitteldeutschen muß ausgeschlossen werden, nämlich der, wo man niederhessisch*****) spricht. Dort heißt es für Haus, Kraut beispielsweise **Huis**, **Kruit**, für **faul** **faul**; die Pflaume heißt dort **Bremm**, der Daumen **Demme**, für **Eis** sagt man **Is** und für **beißen** **bisse**. Auch der rheinfränkische Teil Lothringens, wo mhd. uu, ii, iii nicht zu Doppellauten (au, ai, oi (ai) z. B.) geworden sind, kommt in Abbruch, denn in allen wolgadeutschen Mundarten (außer der Sprache der Mennoniten) heißt es: Haus, faul, **Nis**, **baise** oder **baisen** u. s. f.

So kommt als nähere Urheimat wohl der meisten unserer Vorfahren folgender Teil Deutschlands in Betracht: der Volksstaat Hessen (ohne den östlichen Zipfel Oberhessens mit den Orten Lauterbach, Schlitz und Grebenau (vgl. S. Reiss. Maa . . . Hessens, S. 11), ein Teil der Provinz Hessen-Nassau, soweit man dort eben nicht niederhessisch und mittelfränkisch (wat, dat, it „es“, allet) spricht, ein kleiner nordwestlicher Teil von Bayern um Aschaffenburg, ein kleiner nordwestlicher Teil Baden's um Heidelberg herum, die bayrische Rheinpfalz ohne den Südosten,

*) Diese Linie beginnt an der französischen Sprachgrenze westlich von Straßburg und zieht immer in nordöstlicher Richtung bis nach Thüringen, (südöstlich von der Wartburg), dann zieht sie im Zickzack immer mehr nach Südosten nach Böhmen hinein. Ihr genauer Verlauf ist bei Behaghel Seite 46 beschrieben. Siehe auch die beigelegte Sprachkarte der Mundarten Deutschlands.

**) Vgl. Behaghel, S. 45, wo noch als weiterer Unterschied des Oberdeutschen vom Mitteldeutschen das Verkleinerungssuffix angeführt wird: das Oberdeutsche gebraucht -le, -la, -lin, -el (Mädele), das Mitteldeutsche fast nur -chen (Mädchen). —

***) Noch in einem, für uns aber jetzt weniger wichtigen kleinen Teile heißt es wohl Pfeffer, aber Punt, Pflaume. (Ender's, Fischer).

****) Ostmitteldeutsch ist Schlesien, der Süden der Provinzen Posen und Sachsen, ein südlicher Streifen der Provinz Brandenburg, der Volksstaat Sachsen (außer dem westlichen Zipfel um Plauen herum), der Norden des Volksstaates Thüringen.

*****) Die Südgrenze des Niederhessischen zieht annähernd so: Fulda—Lauterbach—Grebenau—Schwarzenborn—Somberg—Wiblungen—Waldel—Freienhagen. Vgl. S. Reiss, Maa . . . Hessens, S. 11.

geringe Teile der Rheinprovinz (um Wehlar, um Kreuzenach). Mit anderen Worten, das ganze Rheinfränkische, außer dem Niederhessischen und dem Rheinfränkischen der Provinz Lothringen.*)

Ich behaupte keinesfalls, daß alle Vorfahren unserer Bauern und Dorfbewohner, die **Mund, Pfeffer, Blaume** sagen, aus dem oben näher bestimmten Teile Deutschlands stammen, denn wie die Einwanderungslisten ausweisen, waren unter den Einwanderern auch Leute aus Baden, Württemberg, Bayern, dem Elsaß und der Schweiz, — also der Sprache nach Oberdeutsche — und auch Leute aus Norddeutschland, — also der Sprache nach Niederdeutsche. Da aber wohl die Mehrheit der Einwanderer mitteldeutsch sprach, so haben die anderen, wenigeren, ihre oberdeutsche und niederdeutsche Sprache eingeblüht.**)

Ueber die Mundarten von Boaro, Jost, Orlowskoi in denen **Fund, Fesser, Flaumen** gesagt wird und zugleich **Boum**, ich **wers**, in denen ferner für sagen, holen gesagt wird **soogen, holer**, (also das Schluß **n** erhalten ist) und für Kind, Kirche es **Gind Gärche** heißt — über diese Mundarten will ich vorläufig nur soviel sagen, daß sie auf Ostmitteldeutschland, die osterländische Mundart (Volksstaat Sachsen und Provinz Sachsen) als ihre Heimat hinweisen. Für Orlowskoi bestätigt die ostmitteldeutsche Herkunft der Einwohner das „Runddeel“ — runder Teil: die Häuser sind in Orlowskoi am Freiplatz im Kreise um die Kirche herum gebaut. Die Dörfer mit solchem Plane heißen in der Wissenschaft „Rundlinge“, sie sind slavischer Herkunft und kommen in Deutschland nur östlich der Linie Kiel—Magdeburg—Halle—Rudolfsstadt usw. vor. (Vgl. Wörter und Sachen I. S. 57 die Karte von W. Bessler). So bestätigt das Orlowskoier „Runddeel“ aufs entschiedenste das, was wir schon aus der Sprache mit einiger Sicherheit wissen: die Orlowskoier stammen aus Ostmitteldeutschland.

Es ist nur noch zu bemerken, daß in diesen Dörfern alles **jesoot, jesogt** und nicht **gesogt** wird aber nur der Boaroer allein liebt die „**juten Jänse** und **jeht flach** und **hoolt** das **Jäld**,“ wenn eine zu verkaufen ist. Am nächsten steht diesen drei Mundarten die von Urbach, wo „**di gleeue Ginr uf n Boum**“ klettern und sich „**n Ebbel hoolt**“ (und nicht **holer**, wie in Boaro, Jost, Orlowskoi).

Schon weiter ab steht die Mundart von Marxstadt (Katharinenstadt), wo es neben **Boum, Kleeder** und **hoolt** schon **Gind** heißt und in der es sogar **Nadel, geschlase**, **rate** „**raten**“ heißt, was in Mitteldeutschland meines Wissens nur in Stadtmundarten vorkommt, sodaß also die Sprache der Katharinenstädter eigentlich eine Stadtmundart ist.

Wir können natürlich auch noch zu vielen anderen wichtigen wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen, wenn wir unsere Mundarten noch gründlicher studieren. Vorläufig aber wissen wir noch einen Grund mehr, weshalb die Gelehrten so große Achtung vor der Volkssprache, vor den Mundarten haben. Dort, wo Schriftstücke fehlen, helfen sie uns die Vergangenheit des Volkes aufhellen und sind also ein sehr wichtiges geschichtliches Dokument. Mir aber ist es so ergangen, wie schon so vielen anderen: Mit Spaß habe ich angefangen und mit Ernst habe ich aufgehört.

*) Dies Gebiet ist auf dem beigegebenen Kärtchen der Mundarten Deutschlands mit einer blauen Linie umgrenzt. Auch ist auf demselben durch Segung von entsprechenden Kreischn (im ganzen fünf) die Heimat einiger wolgadeutschen Mundarten annähernd angegeben, sowohl nach Kromm-Bechagel u. v. Unwerth, als auch nach eigenen Feststellungen. Vgl. auch Anm. **).

Über die Einteilung unserer rheinfränkischen Mundarten (wie auch der typologisch ostmitteldeutschen,) wird eine größere Arbeit von uns handeln, die womöglich alle Mundarten der Mutterkolonien umfassen soll und zu der das mundartliche Material in Form von ausgefüllten Fragebogen — die Wenker'schen Sätze — etwa zu $\frac{2}{10}$ schon fertig vorliegt. Auch ist noch anderes (in der Saratower „Volkszeitung“ gedrucktes — und schriftliches) Material vorhanden.

**) Während der Niederschrift dieses meines Aufsatzes habe ich die Arbeit des Greißwalder Professors W. von Unwerth — Proben deutschrussischer Mundarten aus den Wolgalolonien. . . Berlin 1918, Sonderabdruck aus den Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften — freundlichst zugesandt bekommen. Das Resultat der Arbeit des Prof. W. v. Unwerth ist für einen kleinen ihm zugänglichen Teil unserer Mundarten folgendes: sie sind westmitteldeutsch: oberhessisch (Sagudnaja-Poljana u. a.), worauf schon Bechagel in der 3. Auflage seiner Geschichte der deutschen Sprache hingewiesen hat, hessisch-pfälzisch (Neu-Weimar und and.) und westpfälzisch (Mariental und and.). Allerdings hatte ich schon im Jahre 1920 Gelegenheit, während meines Magisterexamens in Gegenwart der Professoren M. Vasmer (zur Zeit in Leipzig) und B. Schirmmuskij (Petersburg) die westmitteldeutsche Herkunft des größten Teiles unserer Mundarten und insbesondere die westpfälzische (bayerische Pfalz) der Mundarten der katholischen Dörfer am großen Karaman darzulegen. Auch habe ich die Einteilung unserer Mundarten in ostmitteldeutsche und westmitteldeutsche schon in meiner Kandidatenarbeit „Über den russischen Einfluß in den Mundarten der deutschen Kolonisten der Gouvernements Samara und Saratow“ dargelegt. Zu dieser (leider noch ungedruckten) Arbeit hat Prof. B. Porzefinsky (Warschau) sein Gutachten den 27. Mai 1917 abgegeben.

Nämlich, vorläufig habe ich aufgehört über unsere Mundarte zu schreiben, aber ganz fertig bin ich mit meinem Artikel doch noch nicht. Da es sich nun klar und deutlich herausgestellt hat, wie wichtig es ist, unsere Mundarten genau zu kennen, ich mir aber die Aufgabe gestellt habe, alle unsere Mundarten kennen zu lernen, sie zu studieren und wissenschaftlich zu beschreiben, da ich mir noch sehr viele wissenschaftlich wichtige Funde verspreche, so habe ich nun an alle meine Leser in allen Dörfern auf Berg- und Wiesenseite eine große Bitte. Die Bitte nämlich, mir bei der Erforschung unserer Mundarten mitzuhelfen. Wie kann das gemacht werden? Das können meine Leser ganz leicht, wenn sie alle Wörter und Sätze, die hier am Schlusse abgedruckt sind, in ihre richtige Dorfsprache übersetzen und mir dann nach der Adresse: Саратов, улица Республики 21, Курсы иностранных языков, проф. Георгию Генриховичу Дингею zuschicken. Es muß aber auf jeder Uebersetzung genannt sein: der Name des Dorfes, in dem die Mundart gesprochen wird, der Name des Uebersetzers und sein Geburtsort, denn alle Namen derjenigen, die eine Uebersetzung in eine Mundart gemacht haben, oder mir oben-drein vielleicht auch noch eine oder mehrere lustige, drollige oder auch ernste Geschichten, wie sie im Dorfe vorgehen und erzählt werden, in der richtigen Dorfsprache zugeschickt haben, alle diese Namen sollen in der großen Beschreibung unserer Mundarten verzeichnet und gedruckt werden, damit jedermann sieht, wer an der Arbeit mitgeholfen hat. Ebenso werden auch die Namen derjenigen gedruckt, die im Jahre 1913 und 1914 für unseren Landsmann August Lonfänger solche Uebersetzungen gemacht haben, der dadurch, daß er Fragebogen in alle Dörfer schickte, mit der Bitte sie auszufüllen, den Grundstein zur Erforschung unserer Mundarten gelegt hat.

Zum Schluß aber, gebe ich noch ein Verzeichnis der Dörfer, aus denen mir zwar Nachrichten über die Mundart vorliegen, aus denen aber noch keine Uebersetzungen oder Erzählungen in der richtigen Dorfmundart vorhanden sind. (Teilweise sind auch da schon Uebersetzungen vorhanden, aber es ist vielfach noch eine weitere Uebersetzung zur Nachprüfung nötig.)

Mutterkolonien:

Bergseite: Beideck, Bobotschnoje, Walter, Such, Moor, Schildmann, Leichtling, Kraft, Holstein, Schwab, Nischnaja-Dobrinka, Bauer, Hufaren.

Wiesenseite: Schaffhausen, Glarus, Baratajewka, Basel, Brochhausen, Beckerdorf, Paulskoi, Schulz, Reinhardt, Schäfer, Rohleder, Brabander. Alle Mennonitendörfer.

Tochterkolonien:

Bergseite: Neu-Messer, Neu-Dönhof, Neu-Balzer, Unterdorf, Oberdorf, Marijensfeld, Walter-Chutor, Francker-Chutor, Neu-Schaffhausen, Deutsch-Danilowka.

Wiesenseite: Frankreich, Friedenbergl, Wiesenmüller, Gnadenflur (Mohr), Marienberg, Friedenfeld, Neu-Schilling, Neu-Bauer, Rosenfeld a./J., Konstantinofka, Katharimental, Schönfeld, Rosendamm, Mannheim, Gnadenflur, Neu-Boato, Fresental, Gnadendorf, Alexanderhöhl, Weizenfeld, Liebental, Neu-Moriental, Station Urbach. Alle Ansiedlungen des früheren Kantons Alexanderfeld, von denen besonders diejenigen aus Südrußland wichtig sind.

Vor allen Dingen ist es für unseren Zweck wichtig, daß wir genauere Nachrichten aus den Mutterkolonien bekommen, denn erst, wenn die Mundarten der Mutterkolonien gründlich untersucht sind, kann an ein gedeihliches Studium der Tochtermundarten gedacht werden, weil diese ja von jenen abstammen. Aber auch Mitteilungen über die Mundarten der hier nicht aufgezählten Dörfer sind selbstverständlich willkommen, denn es fehlen aus allen Dörfern die Uebersetzungen der nach den ersten 40 Sätzen aufgezählten Wörter und Sätze. Die Sätze und die Wörter selbst sind auf dem Blatt, an das die Mundartenkarte angeklebt ist, abgedruckt.



Sprichwörter, Redensarten, Rätsel und Schwänke aus den Wolgakolonien.

Aus der Sammlung von Emma Dinges.

Sprichwörter und Redensarten.

- *1. A Sprichwort is e wahr Wort.
2. Un wamr so alt werd wie e Kuh, muß mr immer noch lerne drzu.
3. Was mr net im Kopp hot, muß mr in dr Baa' hun.
- *4. Naie Bese führe gut, alte Storre frage.
5. Drhaam is drhaam un hinnrm Dse is nochemol drhaam.
- *6. Wer sich net satt eßt, leckt sich ach net satt.
7. Wanns Hinkel gadert, lechts ach.
8. M geschenkte Gaul guckt mr net ins Maul.
9. Wer Hasehoor fange will, muß Hundshoor dro'hengge.
10. Wie der Herr, so s Gsherr.
- *11. Ufn growe Klog ghäart n growe Rail.
12. Wer net mit dr Kage geecht hot, waas net wie se ziehe.
- *13. Aus Kenner gebts Männer.
- *14. S Krigelche geht so lang ans Brennche bis s Uehrsche (Dehrchen) abbrecht.
15. Schelle git ka Knail (Schelken gibt keine Beulen).
16. Dr Wolf vrelert die Hoorn, ewer die Ruppe net.
17. S Flieje is ka Konscht, nar s Seze, saat dr Scherwegofgr, wie er vum Dach is gefalle.
18. Der is so willkomm wie die Sau im Judehaus.
19. Gedullige Schoof gehn viel in Stall.
- *20. Wohlshmeckeche bringt Bettelsäckche.
21. Die nemmt m kann Ruß meh ab. (Die Schläge.)
- *22. Dr Neppel fällt net weit vom Stamm. So wie s Schoof, so is ach s Lamm.
23. Wer glaabt der werd seelig,
Wer Laame treet (trägt) werd schmeerig.
- *24. Widr mol gese, noch net satt,
Sät gern noch gese, heb niks meh' ghat.
- *25. Dr Mädchen wu paife, dr Henkel wu krähe,
Dene muß mr minanner die Kepp romdrehe.
26. Klaadr mache Lait, un Lumpe mache Lais.
27. Do sieht mr an dr Bacle,
Was die Zeh' vrhacle.
- *28. Die sen wie die Kage,
Wu vorne lecke un henne frage.
- *29. Der guckt dr Hemml vor n Riwellkuche aa'.
30. Der sikt uf m Gaul un sucht drnooch.

*) Die mit einem Sternchen versehenen Sprichwörter und Redensarten sind in der Mundart des Dorfes Neu-Galta gebracht, welche der Mundart der Mutterkolonie gleich ist, die anderen in der Blumenfelder.

Rätsel:

Rond on denn (dünn)
Bier Lecheldchen dren. (Schpaug)
(Neu-Weimar.)

Sicht was uf m Bettkranz
Hot natunnainzig Lage. (Inqarabulß)
(Blumensfeld.)

Inwennig glatt, auswennig glatt
In dr Mitt n glattwinewatt. (Hagug)
(Blumensfeld.)

Barne wie e Gawel,
Mitte wie e Faß,
Sinne wie n Besem,
Was is das? (Hng)
(Blumensfeld.)

Barne wie n Kamm
Mitte wie e Lamm
Sinne wie e Sichel
Wersch net rout
Is n dumme Michl. (Ißig)
(Blumensfeld.)

Warom guckt mr in die Schisl, wamr eßt? (apnbsnva au jaq 'ahj jaq uaaq auwßß)
(Ren-Galla.)

Was is s beste an der Ruudel? (alafiq wj a] svß)
(Blumensfeld.)

Schwanke.

1. Mir hen n Knecht ghat, der hat Hannes ghaafe un hat dr Saimage for fei Leewe so gern gese. S is m ach mol n zimliche Spaf gebassiert. S war em Zacker. „Buuwe, stilpt s Faß om un läärt dr Gailstroog aus, mir welle dr Hannes mol satt Saimage sidre“ hat aaner an Daag gewe. Des war for die jonge Kerle a Fresse, un sie hen sichs net zwaamol saage lasse. Dr Hannes hat mit m ganze Gsicht glacht, wie r den viele Saimage gsehe hat un is driwer hergfallte, wie die Raß iwe die Maus. „Hannes, awr trenke?“ hat aaner piffig gtroogt. „Wann ich nor mol gesse heb, getronke hew ich hortig“, maant dr Hannes un stoppt s Maul widr voll. Wie r so n tichtige Raatl ai'griewe hat ohne Broot, is m dr Dorocht komme. Er uf un ans Faß — war s Faß läär, — an Gailstroog, ach der war läär. Do sen awer die Flich doppelt komme un riwer und niwer gflooge. Dr Dorocht war awr mit Flich net zu stille, un so hat r sich uf dr Weeg gmacht ans Dämmche, des war Wäschtr zwaa weg von ons. Wie rsch amol gsehe hat, isr a'fange zu sprengte bis he', hat sich platt uf dr Laib gleegt un hat sich so voll getronke, daß r glaiol net meh' uf konnt. Iwr den is noch viel glacht wore, awr Saimage hat r kaan meh' gesse, ohne daß r n Krug mit Wasr newer sich hat steh' ghat.
(Mundart Neu-Galla.)

2. Bei ons war aach emol en dr Agerei n ziemliche Spaf vorgange. So gew ich onfrem Hanenrich, dä hat domols schon ghairat ghat, a Buud Waismehl un saag: „Do kochste hait Gleys (Klöße) drvo!“ Er hat sich ach waitrsch net abgsaagt, geht häär un macht aich jo des ganze Buud Mehl zume Gleysdaig aa' un kocht drai Kessl voll, un die waare net klaa'. Von dene Gleys hemr gese dr Montag, dr Denstag, dr Mittwoch, der Donnrschttag un hen sie net all krigt, nohrt ware mrsch awer

und. „Sanenrich“, hew ich gsaagt, „daß de mr net nochemol mit dr Klees kommst; fidr die iwrije dr onde, un aans will ich dr gsaagt hu': mir hen uns net doot gesse draa', fresse sich atwer die Honde tot, nohrt dut drsch fa' Guut“, hew ich gsaagt. (Mundart Neu-Salka.)

3. Dr Christjan hot emol a Kend iwer die Daaf (Taufe) gehouwe. „Wie soll's heißen?“ frout Pastr. „Ja, des waas ich net Vetter Herr Pastr.“ „Aber es muß doch einen Namen haben; un, wie heißen Sie?“ „Mich haase Christjan.“ „Nun, so soll es vielleicht Ihren Namen haben?“ „No warim dan net, su lang wei aich noch leewe, kan aich ach ohne Noome sai'“.

(Balzerer Mundart.)

4. „Straßi Gom!“ — „Schendank, no wu hofchte dann die ganz Zait gstocke?“ — „Uf Glusche.“*) — „So? warscht wohl ach am Front?“ — „Na', ich war die ganz Zait en Ustrigan**)
dr Schraiwerei.“ — „No guck emol doo, was du jo n Kerl bischt, un doch is mrs so wie wann nar so be — a — be schrauwe kensch?“ — „Ach, Gom, des hew ich ach garnet do' brauche, ich blos en dr Schraiwerei die Stuwe gefährt, dr Staab gebuht on . . .“ — „No des wollt ich ach maad hääre, adjees!“

(Neu-Weimarer Mundart.)

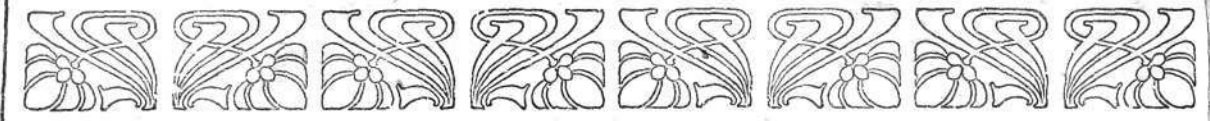
Dr Taschkenter Broidijam.

Erzählt von dem Bauern Heinrich Brandt,

Aufgezeichnet von G. Dinges im Dorfe Kraft den 3. September 1914.

No di warn zum zwaide. De aannt hot e Muhl gefaast on de anr wolt hoירוode. N Geewler (er) Mann hot se fon Kameschinge rausgefahrn. Wie se on di Krafter Grenz koome, hot dü wu wode wollt, gestrecht: „Wem is dü Nest (Nist) dou?“ — „A de Geeweler.“ — „On di Grenz, uf wu er sezt (sitzt)?“ — „A de Krafter.“ — „Hoidj noch Kraft, do wohne di Dumme (Dummen).“
er noch Kraft is komme, do is er bai eme Wärt engefahrn on hot gesaat, er weer (wäre) fon jgent on weer komme on welt sich e Fraa houle. On do hat e (er) e Kistche, do warn paar dren. „Grousaabe, hot e gesaat, kennt r net n Honrdr weßle, do san laudr Honrdr dren.“
Wie des inr (unter) di Loit is komme, hot s gehaase: „Do is en Hoירוoder dou, fon Daschgent, dü is schrecklich reich.“ Di Loit, ba dene wu er en war gefahrn, hade (hatten) e zimlich schji' Meedje. Des wode sich gefrait. Wie s Meedje gefrait is warn, on do wolde drai honrt Ruwl gewe ohne s Draigeld (Wolle saa', dr Jung frait sich e Fraa, on do muß Draigeld sai'), on hadje (hatte ja) kan Sieder. „Nar uf dr Zihel!“ hodr dr Marjet gesaat, dr Aalt, wan dr Broidijam noch geschloufe hot; nar recht Bodr nengeschafft en Daail — des get (gibt) Honrdr.“
No', nou (hernach) gongs nuf zu dr Belouwing (Verlobung) zum Paster. Do is er nen, dr Broidijam, on hot sich ba de Knechte bisje ein wenig ufgehaale (aufgehalten), nou is e raus on hot gesaat: „Ich war dren bam Paster, hon m zeh Ruwl gewe — s git.“
Wie se zureck (zurück) san komme, san se feer di Kawak gesaat, on do hot r gesaat: „Kennst r n Honrdr weßle?“
Di Fuhrmänner hon bloustebbich druf gesoke on hade di Kabbe burem (unter dem) Seß. Wie se haam san komme zum Schwäär, hot e di Loit o'getresche on hot gesaat: „Di Stahup (Stube) dou sauwr, dou wolle ich on mai' Braut laie!“
Nanr hot zeh Ruwel feersch di Schdup-ausraame on s Soiwern krit. Uf dr Hochzich war s ganze Dares besoffe. On dou is di Hochzich komme, di is komme, di is komme iwr draihonrt Ruwl. De anern Dooß, wi die Hochzich rim war, wolt de Broidijam noch Bauer gefahrn sai', on do saar dr Fuhrmann: „Jaagop, geb mr sechzich Gebii (Kopfen) zum Howr kaase“, on do is es rauskomme, daß dr Broidijam niks hat, als wi paar Jodl. Sa' Braut hon di Loit net anerscht gehaase, als wi di Daschgender Braut. Di ganz Familje is noch oo' di Linje gezouche (gezogen), sunt het s Meedje kan Mann krit. — On m Broidijam san Kumrood is noch Schtefaan (Stephan) gefahrn on hot e Muhl kauft on hot sich sinefonzwanzich Ruwl Handgeld gewe lose: därt flouch er (flog er) naus!

*) Im Soldatendienst. **) In Astrachan.



Die Hexe.

Von A. Rothermel.

Wir Kinder hatten schon alle von ihr gehört.

Gesehen hatten wir sie noch nie, und deshalb standen wir klopfenden Herzens hinter der Thür ganz verborgen, damit sie uns nicht sofort behege, und lugten neugierig durch die Spalte.

Für uns war es ein großes Ereignis.

Die Hexe, von der alle Leute so Furchtbares erzählten, sollte heute zu der Mutter in Dienst kommen.

Die „Sonnenecke“, die allbekannte Hexe, kam und stand vor der Backhaustür. Wir besahen sie uns ganz genau von unten bis oben, doch konnten wir nichts Schreckenerregendes bemerken; sie sah überhaupt gar nicht wie eine Hexe aus.

Sie war eine kleine, runde Frau und hatte fuchsrotes Haar, das einzige, was an eine Hexe erinnern konnte.

Und doch war sie eine Hexe, denn wir hatten zuviel handgreifliche Beweise, und eine Hexe kann eben auch ein ganz angenehmes Äußeres besitzen, denn sie ist ja imstande, die verschiedenartigsten Gestalten anzunehmen.

Einen schönen Namen besaß sie ja auch: „Sonnenecke“ sollte eine Hexe eigentlich gar nicht heißen; doch es ist ja bekannt, daß unser Herrgott den Schlechtesten oft die schönsten Namen gibt.

Als endlich unsere Mutter erschien, wurde sie von der Hexe begrüßt.

„Guten Tag“, sagte unsere Mutter, „es freut mich, daß Ihr gekommen seid.“ Und sie fügte scherzend hinzu: „Ihr werdet uns doch nicht behexen?“

Da geschah etwas, was wir hinter der Thür am wenigsten erwartet hätten.

Zuerst sah die Hexe unsere Mutter staunend an, dann aber verzog sie ihr Gesicht und fing an, so stille und so herzergreifend zu weinen, daß wir hinter der Thür beinahe vor Mitleid mitgeweint hätten.

„Auch ihr glaubt daran“, sagte weinend die Hexe, „und ich dachte wenigstens bei Euch in Ruhe sein zu können. Du lieber Heiland, wo soll ich nur noch hin?“ Und die Tränen flossen ihr nur so an den Wangen herab.

„Ich hatte ja nur Spaß“, sagte unsere Mutter, „hört doch nur auf, denn nur kleine und erwachsene Kinder glauben heutzutage noch an Hexen.“

„Die Mutter hat gut reden“, dachten wir; „wenn sie wüßte, was wir wissen, dann würde sie so etwas nicht sagen.“

Ogleich uns die Sonnenecke leid tat, so wußten wir eben doch, daß sie eine Hexe war, und ließen uns nicht irre machen.

Das ganze Dorf behauptete es auch, und die Bauern wußten es ganz bestimmt, am bestimtesten aber die Weibsleut, denen sie am meisten zusetzte.

Eine Bauernfrau ist sich nie vor Hexen sicher und erst vollends, wenn man solche auch noch im Dorfe hat.

Nun hatten wir die Sonnenecke aber auch noch zum Unglück im Hause, das konnte gut werden, und unsere Mutter sollte noch etwas erleben, war unsere Meinung.

Das allerletzte Ereignis, das deutlich bewies, daß die Sonnenecke eine Hege war, hatte sich erst kürzlich zugetragen. Es war ein so furchtbar lauter Donnerschlag, daß uns jetzt noch davon die Ohren summten.

Bei der Sonnenecke hatte es eingeschlagen.

Es stand damals am Himmel ein furchtbares Gewitter. Blendende Blitze zuckten oft hintereinander am Himmel auf, denen ein Donnergebröhl folgte, daß beinahe unaufhörlich rollte. Da flammte wieder ein greller Blitz auf, von einem schrecklichen Donnerschlag begleitet..... und das ganze Haus der Hege stand wie in Flammen.

Sonderbar war es dabei zugegangen.

Der Blitz fuhr im Hause der Sonnenecke zum Schornstein hinein, flog durch die geöffnete Küchentür in die gute Stube, zertrümmerte die Wanduhr, drehte sich um, zog über der Sonnenecke kleines Kind, das in der Wiege lag und schlief, hinweg, ohne es zu erwecken, und flog dann ganz gemächlich zum Fenster hinaus, ohne dabei weiteren Schaden anzurichten.

Das war sehr sonderbar und ein deutlicher Beweis, daß es in diesem Hause nicht mit rechten Dingen zuing.

Die alte Wes Gret meinte darauf, der Herrgott, der mit der Sonnenecke alle Geduld verloren hätte, wollte sie strafen; der Leibhaftige, mit dem sie vorläufig noch im Bunde war, wollte sie schüßen, weil aber der Blitz vom Herrgott gesandt war, um zu strafen, so konnte es der Teufel nicht verhüten, daß wenigstens die Uhr zerschmettert wurde.

„Denkt euch nur“, sagte sie, „wo hat man jemals so etwas gehört, daß ein Blitz über ein Kind hinwegfliegt, ohne es zu treffen; ja das Kind wurde nicht einmal wach davon. Da kann nur der Böse mit im Spiel gewesen sein.“

„Du hast recht“, sagte da eine alte, erfahrene Frau „die Sonnenecken ist eine Hege und bleibt eine und steht mit dem Teufel im Bunde.“ „Unlängst“, erzählte sie weiter, „hatte sie meine Kühe behegt; sie gaben alle Blut. Die Sonnenecken kam da an einem Morgen zu mir und bat, ich sollte ihr doch den Sauerteig geben, ihren hätten die Hunde gefressen. Ich habe mir gleich nichts Gutes eingebildet. Ich drehte mich um, machte heimlich ein Kreuz und nannte die drei höchsten Namen, dann sagte ich ihr, daß meinen Sauerteig auch die Hunde gefressen hätten und ich ihr deshalb keinen geben könne. Sie ging fort. Doch noch an demselben Abend gaben unsere Kühe Blut.“

„Ja, mit der da muß man sich in acht nehmen“, sagte die alte Wes Gret.

„Laßt euch nur erzählen, was sie mit meinem Hännesche angestellt hat.

Mein Hännesche war noch ein Brustkind und gerade acht Monat alt, da kam die Sonnenecken zu mir und wollte etwas holen. „Ach, Herrgott“, sagte sie, „welch ein schönes Kind“, als sie mein Hännesche erblickte. Ich nahm sofort mein Kind aus der Wiege und machte ein Kreuz darüber. Da stach sie mir aber ein paar Augen und sagte: „du machst ja gerade, als ob ich der Satan wäre; kannst ruhig sein, ich brauche deinen Balg nicht, ich habe mit meinen genug. Dreht sich um und lief schimpfend hinaus. Ihr wißt ja alle, was mein Hännesche durchmachen mußte. Gleich nach paar Tagen bekam es Krämpfe und ist auch daran gestorben. Vor der, sage ich euch, kann man sich nicht genug in acht nehmen.“

„Ueber wen zieht ihr denn schon wieder einmal los? Wen habt ihr denn in den Zähnen?“ fragte da ein hinzugekommener Bauer.

„Ei, wir reden gerade von der Sonnenecken, von der Hege“, sagte die alte Wes Gret.

„Ach, von der. Na, die kann sich vorsehen, wenn die mir noch einmal in die Finger gerät, dann Gnade ihr Gott.“

„Wir haben schon gehört, daß du einmal mit ihr zu tun hattest“, sagte da eine Frau, „erzähl uns nur einmal, wie die Geschichte eigentlich war.“

„Könnt ihr euch noch erinnern“, sagte er, „wie sie mit dem verbundenen Kopf umherlief und allen erzählte, sie hätte sich beim Heuaufstopfen auf dem Stallboden gestoßen? Den Denzettel hatte sie von mir.“

„Da kommt's heraus! So war die Geschichte!“ riefen mehrere zugleich.

„Ja“, sagte der Bauer, „so war die Geschichte, so hat sie sich zugetragen. Ich konnte morgens in den Stall kommen, wenn ich nur wollte, und immer standen meine Pferde vollständig in Schweiß gebadet; der Schaum hing in großen Flokken an ihnen. Ich konnte gar nicht begreifen, was da nur Schuld sein könne. Da habe ich mir gedacht, die Pferde müßten wahrscheinlich von einer Hexe geritten werden. Ich beschloß zu wachen. Und wirklich, noch in derselben Nacht, als ich im Stalle wachte, wurden meine Pferde unruhig, doch hörte und sah ich noch nichts. Da aber mit einemmal sprang eine große schwarze Kaze von der Krippe herunter. Nun wußte ich, was los war, ergriff die Mistgabel und gab der Kaze einen herzhaften Treffer. Da hörte ich einen menschenähnlichen Schrei, und ehe ich noch einmal zuschlagen konnte, war die Kaze verschwunden. Die Pferde beruhigten sich bald danach wieder, und ich ging ins Haus. Am nächsten Tag ging die Sonnenecke mit verbundenem Kopf herum.“

„Schade“, sagte eine Bäuerin, „daß sie nicht dabei geblieben ist.“

„Na, wenn ich sie noch einmal erwische, dann hat sie ihr letztes Lied gesungen.“

Alle diese Geschichten wußten wir und noch manche andere; deshalb konnten wir nicht begreifen, wie unsere Mutter der Sonnenecke so vertrauen konnte.

Wir Kinder befürchteten nun alles Mögliche und waren tagtäglich in Besorgnis, daß die Hexe etwas Schlimmes anstellen werde.

So ging eine geraume Zeit vorüber, ohne das etwas Besonders vorgekommen wäre.

Doch da hatten auch wir einmal ein Erlebnis, obgleich uns unsere Mutter ausschimpfte und dumme Bengel nannte.

Sonderbarerweise vertraute unsere Mutter der Hexe und glaubte ihr mehr, als ihr eigener Kindern, sonst hätte sie uns doch so etwas nicht sagen können. Vielleicht war am Ende unsere Mutter von der Hexe behegt, wer konnte es wissen.

Die Geschichte hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Wir Kinder lagen schon längst alle im Bett, nur ich allein schlief noch nicht. Weiß der Kuck, ich hatte Angst. Ich zog mir sogar die Decke über den Kopf. Doch kaum hatte ich den Kopf bedeckt, so hörte ich einen Zeisig locken. Ich schlug die Decke zurück, sah mich im Zimmer um, das durch einen Seitenstrahl des Mondes matt erhellt war, der es verstanden hatte, den Weg zum Fenster herein zu finden, doch konnte ich nichts bemerken. Ich wiederholte dies einigemal. Kaum stak aber mein Kopf unter der Decke, sogleich hörte ich wieder einen Zeisig locken; streckte ich den Kopf heraus und hielt den Atem an, um genauer zu horchen, so war es still, und ich konnte nichts Verdächtiges bemerken. Doch als ich zum letztenmal den Kopf herausstreckte, wurde ich am Fenster einen schwarzen Kopf mit ein paar Hörnern und einem spizen Bart gewahr. Ich hatte noch soviel Kraft, um schnell meinen Kopf unter der Decke verschwinden zu lassen; ich wollte schreien, doch konnte ich nicht, da mich die Angst meine Kehle zuschnürte.

Ich lag ganz still und schwigte.

Da auf einmal erklang es im Zimmer: Trapp, trapp. Es waren Tritte; es kam jemand zu uns herein. Ich gab meinem neben mir liegenden Bruder ein paar Rippenstöße, daß er erwachte und flüsterte ihm leise unter der Decke zu. Auch er vernahm die Tritte: Trapp, trapp. Immer näher kam es, immer näher. Endlich schien es vor unserem Bette stehen zu bleiben. Wir verhielten uns mäusestill. Da fühlte ich, wie etwas an meiner Decke herumschnüffelte, dann, wie etwas Kaltes meinen Körper berührte. Nun war es aber auch mit unserer Heldenhaftigkeit zu Ende. Wir sprangen auf, und durch das stille Haus schallten unsere Schreckensrufe: „Mama, Mama!“ Im Nu war unsere Mutter erschienen. Sie hatte eine Lampe in der Hand. Doch sie brauchte erst nicht lange zu fragen, was los sei, denn die Ursache unseres Schreckens stand noch hier.

Es war ein großer, schwarzer Ziegenbock, den wir für den Teufel gehalten hatten.

Mutter trieb ihn hinaus und dann beruhigte sie uns. Doch wir wollten es uns nicht nehmen lassen, daß dies die Hexe angezettelt und uns den Teufel in Gestalt eines Ziegenbockes geschickt hätte. Aber sie wollte nichts hören.

* * *

Jahre waren vergangen.

Schon längst hatten wir unsere Kinderkleider abgelegt, mit ihnen auch den Kinderglauben. Wir waren herangewachsen, und die Sonnenecke alt geworden.